



49. Jahrgang.

Deutsches

7. Heft.

Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Doktor Ohlhoffs Geheimnis.

Kriminalroman von
Friedrich Thieme.

11.

Vor allen Dingen erachtete der Assessor die nochmalige sofortige Vernehmung Marie Kempes, des jugendlichen Dienstmädchens der Verdächtigen, für erforderlich. Das Mädchen wurde ersucht, unverweilt vor ihm zu erscheinen; ihm legte er den aufgefangenen Zettel mit der Frage vor, ob es in der

Handschrift des Briefes diejenige der häufig an seine Herrin gelangten Briefe wiedererkenne.

Die Zeugin entschied sich nach langer Betrachtung und Ueberlegung für die Verneinung der Frage.

Der Assessor hatte dieses Ergebnis erwartet. Die Handschrift war also verfälscht. Wie hätte der Urheber auch wagen können, sich durch Preisgeben der eignen Schriftzüge der Entdeckung auszusetzen, die zu verhindern er so ängstlich bemüht erschien, daß er sogar vor dem Wagnis der Uebermittlung einer Botschaft an seine Geliebte nicht zurückschreckte?

Wie sollte der Beamte aber mangels jeder Anhaltspunkte mit Erfolg den Versuch machen, dem unbekannten Briefschreiber auf die Spur zu kommen?

Der Tod des Arztes, argumentierte er, ist ein unbezweifelbares Faktum. Nähme man auch an, Doktor Ohlhoff hätte sich aus irgend einem Grunde entfernt, und die Ursache dieser Entfernung bilde ein Geheimnis, in welches Fanny und ihr anscheinender Bräutigam auf irgend eine Weise verwickelt seien, so würde doch eine solche Annahme durch den mit der Uhr unternommenen Versuch, dem auf Fanny Mäder ruhenden Verdacht neue Nahrung zuzuführen, zur Evidenz widerlegt. Weshalb sollte der Doktor die junge Dame erst verdächtigen, um nachher alles mögliche aufzubieten, sie durch den Nachweis seiner Existenz zu entlasten? Selbst die Voraussetzung geistiger Unzurechnungsfähigkeit erklärte keinesfalls einen solchen Widerspruch.



Kopf v. G. Jacob, Photograph, Reg.

Ruhepause im Manöver.

Außerdem, wenn die Entfernung des Arztes ein Akt des Wahnsinns war, warum setzte sich dann die Gefangene, die doch offenbar in die Sache eingeweiht war, lieber dem Verdacht des Mordes aus, als daß sie über die rätselhafte Angelegenheit das Licht der Wahrheit austreten ließ?

Nein, nein, der Doktor lebte nicht mehr. Er war ermordet worden. Robberts Hypothese, wie er sie der Gefangenen entwickelt, deckte sich sicher in allen Stücken mit den Tatsachen. Jannys Erwiderungen und ihr unbewusstes Gebärdenpiel bekundeten die Richtigkeit seiner Vermutungen. Hier galt es, einen Mörder zu entdecken und der Sühne zuzuführen — und um ihm auf die Spur zu kommen, mußte er die mysteriöse Persönlichkeit ausfindig machen, deren Einfluß auf die Verhaftete dieselbe von jedem Geständnis zurückhielt.

Aber wie? Das war die schwierige Frage.

Ja, wenn er das Motiv der That gekannt hätte! Ein Raubmord war völlig ausgeschlossen. Der Doktor führte ja nur wenig Geld bei sich, auch leitete die Fährte des Verbrechens offenbar in Kreise hinein, in denen man selten um des Raubes willen tötet. Hier spielte ein Geheimnis, und zwar ein Geheimnis, das bei der Klarheit der ganzen Lebensverhältnisse des Ermordeten ganz gewiß nicht ihn selbst betraf. Er mußte ein Opfer seines Berufs geworden sein, seines Berufs, der ihn zum Mitwisser so mancher Ereignisse machte, deren Verbreitung die Interessenten zu fürchten hatten.

Wie aber sich die Wissenschaft dieses Geheimnisses verschaffen?

An dieser Stelle seiner Argumentationen angelangt, leuchtete es plötzlich in den Zügen des Juristen auf. Ihm fiel das Notizbuch des Arztes wieder ein, dem er bisher so wenig Wert beigemessen und das vermutlich auch dem Mörder so unbedenklich erschienen war, daß er sich seiner zur Irreführung der Justizbehörde bediente.

Das Notizbuch enthielt eine ganze Reihe nur den Eingeweihten verständlicher Aufzeichnungen. Doktor Ohlhoff hatte sich zur Verwahrung vertraulicher Umstände einer ihm anscheinend äußerst geläufigen Chiffrierschrift bedient — warum sollte das Notizbuch nicht auch über das Geheimnis, das zu dem Verschwinden, zur Ermordung des Arztes geführt, irgend eine Bemerkung enthalten?

Je mehr der Affessor über eine solche Möglichkeit nachdachte, je näher schien sie ihm zu liegen. Ja, ehe eine Stunde verging, steigerte sich das unbestimmte Gefühl beinahe zur sicheren Erwartung. Ein Mann der That, der er war, ging Lindner denn auch ohne Weilen ans Werk, sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Vermutung Gewißheit zu verschaffen. Zitternd fast vor Eifer und Spannung, holte er die Brieftasche aus dem Schrank, worin sie sich befand, herbei und begab sich mit fieberhafter Hast an das Studium der darin niedergelegten Geheimnisse. Die Rücksichten, die ihn noch kurz vorher abgehalten hatten, sich gelegentlich mit der Entzifferung der Schriften zu befassen, mußten vor dem höheren Zweck, den er jetzt verfolgte, zurückweichen.

Zum Glück besaß Robbert eine ziemlich eingehende Kenntnis der Kryptographie. Als Student hatte er in seinem unablässigen Bemühen, sich mit allen in sein Fach einschlagenden Wissenszweigen vertraut zu machen, auch Veranlassung genommen, sich mit den verschiedenen Systemen der Geheimschrift und den Mitteln zu ihrer Entzifferung zu befassen. In zahlreichen Fällen bewährte er zur Unterhaltung sowohl als zum Erstaunen seiner Bekannten ein nicht unbedeutendes analytisches Talent, und seine Induktionen erwiesen sich fast immer als scharfsinnig und zutreffend.

Wenn der Affessor sein Ziel erreichen wollte, mußte er, wie ihm wohl bewußt, streng methodisch verfahren. Deshalb suchte er sich, da er wohl annehmen konnte, daß Doktor Ohlhoff stets nach einem und demselben, ihm geläufigen System verfahren war, vor allen Dingen eine der am deutlichsten eingetragenen Notizen aus, und zwar wählte er die bereits früher erwähnte mit der in größeren Buchstaben abgefaßten Überschrift. „Gerade diese“, dachte er, „scheint besonders wichtig zu sein, da der Doktor sie nicht ohne Zweck so hervorstechend gemacht und dreimal bid unterstrichen haben dürfte.“

Ob ein paar weitere Eintragungen, wie es den Anschein hatte, zu der ersten gehörten, ließ er dahingestellt sein, ihm genügte der erste Absatz vollständig zur Erreichung seiner Absicht.

Ein weißes Blatt hernehmend, schrieb er zuvörderst den betreffenden Absatz in deutlichen Buchstaben nieder. Die Reproduktion sah wie folgt aus:

v d r n x h e f f x
f 2 x 1 e 9 l x g t
5 a t x 9 h s n x x
h f n x u i d x l r
j l m n e o i x g t
r e x o f r f h x u
r j x n o u a x f t
r . . . e . . . d n

Darauf legte der Beamte sich die Frage vor, in welcher Sprache das Kryptogramm wohl abgefaßt sein könne. „Doch nur“, resultierte er, „in deutscher oder lateinischer, denn das sind die beiden Sprachen, die für einen Arzt gewöhnlich in Frage kommen. Wahrscheinlich hat der Doktor die deutsche gewählt, weil diese ihm geläufiger war und er ja nicht beabsichtigte, geheimnisvolle Dokumente anzufertigen, sondern lediglich intimere Vorkommnisse seiner Praxis profanen Augen zu entziehen.“

Er prüfte die Chiffren auf diesen Umstand hin sorgfältig.

„Wenn ich einfache Geheimschrift mit nach einem gewissen System verstellten Buchstaben vor mir habe“, murmelte er vor sich hin, „so kann es nicht Lateinisch sein, denn ich finde am Ende der ersten Zeile einen verdoppelten Buchstaben. Die Schrift sieht überhaupt selbst für eine Geheimschrift merkwürdig aus, es finden sich nicht nur sämtliche Vokale, sondern auch sämtliche Umlaute darin vor. Außerdem eine ganze Anzahl Zahlen und noch mehr Kreuze. Ich irre wohl nicht, wenn ich schließe, daß diese Kreuze die einzelnen Wörter voneinander trennen, um auf diese Weise die Lesart zu erleichtern. Schwer hat es der Verfasser des Kryptogramms sich selber also wahrlich nicht machen wollen. Um so mehr wunderte mich die Anwesenheit der Umlaute ä, ö, ü — auch sogar der Doppelbuchstabe ch ist vertreten, das ist doch sonst nicht üblich und würde wohl nur dann in Frage kommen, wenn die Entzifferung eben erschwert werden soll, was hier gewiß nicht der Fall ist. Jedenfalls bleibt nichts andres übrig, als mit dem Anfang anzufangen und zunächst einmal die analytische Methode Boes zu versuchen, da wohl kaum vorauszufragen ist, daß sich der Doktor zu seinen Alltagsnotizen, die er sicherlich unterwegs, im Wagen und überall hinzuerwerfen hatte, eines komplizierten Schemas à la Athanasius Kircher und so weiter bedient habe.“

Gewissenhaft zählte der Affessor die einzelnen Zeichen; es kamen in der Schrift vor die Buchstaben: r und n je sechsmal, e fünfmal, f und t je viermal, h und j je dreimal, o, g, u, i und d je zweimal und v, ä, a, ch, s, l, m, ü, z und ä je einmal.

Außerdem waren die Ziffern 0, 1, 2, 5 und 9 vertreten, und zwar 0 einmal, 1 viermal, 2 und 5 je einmal und 9 zweimal. Daneben wies die Notiz noch vierzehn Kreuze (x) und sechs Punkte auf.

Sonderbar! Acht Vokale auf nur dreizehn Konsonanten — der Schreiber hatte demnach Vokale und Konsonanten nach Willkür verstellt. Nun, das bedeutete nichts. Im Deutschen ist e der am häufigsten vorkommende Laut, danach würde entweder r oder n dem e entsprechen.

Der Affessor probierte es darauf mit dem r sowohl als dem n, ja in der Voraussetzung, daß möglicherweise das vierzehnmale vorkommende Kreuz auch einen Buchstaben bedeute, mit dem x, ohne aber einen Schritt weiter zu kommen. Wie er auch kombinierte und zusammenstellte, die Aneinanderfügungen blieben immer sinnlos, es gelang ihm nicht, auch nur ein zusammenhängendes Wort herauszuklügeln.

„Da hört ja alle Wahrscheinlichkeitsrechnung auf“, brummte er schließlich. „Zweifellos ist die Verstellung der Buchstaben auf Grund einer bestimmten Formel erfolgt, dergestalt, daß der Schreiber statt eines Buchstabens jedesmal einen um eine gewisse Zahl Buchstaben von ihm entfernten gesetzt hat, zum Beispiel statt des ersten den fünften, statt des zweiten den sechsten oder so ähnlich.“

Robbert nahm nach Belieben eine Anzahl Formeln vor, er setzte a für e, b für f, c für g und so weiter, dann probierte er Formeln wie 3, 2, 1 und 4, 2, 3, 1, oder die Jahreszahl 1895, alles umsonst! Eine Versetzung der Buchstaben der ersten Zeile nach der Chiffre 3, 2, 1 zum Beispiel ließ sich gar nicht durchführen: Der erste Buchstabe v verwandelte sich, durch den darauffolgenden dritten ersetzt, in y; d aber war gar nicht zu registrieren, denn d steht eigentlich nicht im Alphabet, und welcher in der Reihenfolge des Alphabets zweite Buchstabe hinter d war da zu nehmen? Der Affessor half sich und reichte d hinter o, so daß er den Buchstaben a erhielt; r mußte durch den nächstfolgenden f ersetzt werden, das ergab die zusammenhängende Silbe das. Nicht besser ging es mit andern Formeln, obgleich der Beamte nacheinander sowohl die Hausnummer des Arztes als auch sein Geburtsjahr versuchte, welche Zahlen er aus den Akten erfuhr.

So kam Robbert endlich zu dem Resultat, daß in der Schrift des Arztes überhaupt gar keine Verstellung der Buchstaben statthabe. Nein, jeder Buchstabe bedeutete den, den er vorstellte, jede Zahl sich selbst, und die Kreuze sollten gewiß nur die einzelnen Worte voneinander unterscheiden. Nur die Reihenfolge der Buchstaben war verändert, und zwar innerhalb der einzelnen Zeilen, darauf deutete die ganz gleiche Anzahl der Buchstaben auf jeder Zeile mit Sicherheit hin. Jede Zeile enthielt zehn Buchstaben respektive Kreuze, und die letzte außerdem noch sechs Punkte. Aus letzterem

Umstande folgerte der Affessor, daß der niederzuschreibende Satz hier mit vier Lauten zu Ende gewesen sei und der Doktor für die fehlenden Buchstaben einfach Punkte gesetzt habe.

„Er bedurfte also“, induzierte unser Freund, „um seine Notizen wieder lesen zu können, des zwischen den einzelnen Zeichen bestehenden Abstandes. Er konnte nicht einfach auf der letzten Zeile sehen r e d n, sondern er mußte schreiben r . . . e . . . d n, weil er nötig hatte zu wissen, ob ein Buchstabe der erste, der fünfte, sechste oder achte auf der Zeile war. Die Bedeutung eines Buchstabens richtet sich also nach dem Platz, welchen er in seiner Reihe einnimmt. Es handelt sich in diesem Fall um Schablonenschiffen, und um sie zu lesen, muß ich versuchen, die Methode, nach welcher sie verstellt sind, aufzufinden. Möglich, daß der Doktor auch eine wirkliche Schablone, ein sogenanntes Gitter, benutzt hat, das, aus Karton oder einer andern Substanz gefertigt, einfach auf die Schrift gelegt zu werden brauchte, um deren Sinn mit Leichtigkeit zu ergeben. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Zeichen in Bezug auf Größe und Abstand läßt so etwas vermuten.“

So weit gekommen, sah sich Robbert Lindner genötigt, eine Pause eintreten zu lassen. Sein Magen protestierte gegen die ihm widerfahrene Vernachlässigung und zwar mit Zug, denn eben schlug es zehn Uhr. Ganz gewiß war unser Freund der einzige Beamte, welcher um diese Zeit noch in dem schon völlig finsternen Gerichtsgebäude anwesend war. Gelfertig packte er alle auf seine Arbeit bezüglichen Materialien zusammen, steckte sie in die Brusttasche seines Rockes, suchte das nächstgelegene Speisehaus auf, ließ sich ein einfaches Abendbrot mit ein paar Gläsern Bier schmecken und begab sich dann mit Hilfe der Straßenbahn so rasch als möglich in seine Junggesellenwohnung, um dort vor seinem Schreibtisch, eine aromatische Zigarre im Munde, die begonnene Arbeit fortzusetzen.

Da war freilich guter Rat teuer. Auf welche Weise sollte er die Reihenfolge finden, nach welcher die Permutation der einzelnen Zahlen stattgefunden hatte? Das System selbst, welches der Doktor zur Anwendung gebracht, kannte der Affessor ganz genau. Geseht, er hätte seinen eignen Namen: „Robbert Lindner“ auf diese Weise schreiben wollen, so hätte er eben die einzelnen Buchstaben innerhalb des Namens nach einer gewissen Methode verstellt. Etwa wie folgt:

R o b b e r t L i n d n e r
b l t d r e r o n r n i d e

Wer nun den so permutierten Namen entziffern wollte, der mußte die Reihenfolge kennen, welche der Schreiber innegehalten und welche man am besten durch unter den Buchstaben angebrachte Zahlen bezeichnet!

b l t d r e r o n r n i d e
4. 8. 7. 3. 1. 13. 6. 2. 12. 14. 10. 9. 11. 5.

Die Zahlen bilden die gesuchte Formel, nach welcher die so verstellte Schrift lesbar ist; man braucht nur die einzelnen Zeichen nach der Reihenfolge von 1 bis 14 nebeneinander aufzuschreiben: Ueber 1 befindet sich r, über 2 o, über 3 d, über 4 b, über 5 e, über 6 r, über 7 t, verzeichnet man diese Laute nebeneinander, so erhält man r o b b e r t = Robbert. Ist nun nach derselben Methode ein ganzes Dokument abgefaßt, so läßt es sich ebenso wie obiges Beispiel mit Hilfe der Formel (des Schlüssels) leicht entziffern.

Aber diese Formel finden, darin lag eben die Schwierigkeit. Wenn auch zweifellos der Arzt alle seine Chiffren nach derselben Formel behandelt hatte, worauf schon die stets beibehaltene Anzahl von zehn Zeichen auf einer Zeile hindeutete, so mußte man eben den von ihm benutzten Schlüssel kennen, um sie zu lesen. Die Zahlen 1 bis 10 lassen sich unendlich oft versetzen, wie sollte der Affessor alle möglichen Versetzungsformen ergründen und durchprobieren? Den Versuch unternahm er wohl mit einigen der regelmäßigsten und sich der Wahrscheinlichkeit am meisten aufdrängenden Formen wie

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

oder 5 4 3 2 1 10 9 8 7 6

und andre, bald überzeugte er sich aber, daß der Doktor eine ganz willkürliche Zusammenstellung gewählt haben müsse. Nur durch einen ganz seltenen Zufall hätte er sie zu entdecken vermocht. Auf dem Wege der Kombination mit der Zeit wohl auch, aber wie lange hätte er dann seine Versuche fortsetzen müssen? Er reiferte vielleicht mit einer andern Methode. Er nahm die auf den einzelnen Zeilen befindlichen Buchstaben vor und probierte, ob sich aus ihnen nicht einzelne Wörter zusammensetzen ließen — hatte er einmal ein paar derselben gefunden, so ergab sich die angewandte Formel leicht von selbst.

Auch dieses Experiment führte zu keinem Resultat. Was für Worte konnte man aus

v d r n h e f f

bilden? Neffe, Röhn, Föhn, er probierte sie alle, aber sie ergaben keine zusammenhängenden Worte. Warum hätte auch in der Notiz eines ärztlichen Tagebuchs vom Föhn oder der Röhn die Rede sein sollen? Von

einem Keffen eher, aber das Wort Keffe, auf die Geheimchrift angewandt, kurierte ihn bald von seiner Hoffnung, denn dasselbe setzte sich zusammen aus den Zeichen 4 7 8 8 4 der Schrift, und die vorliegende Art der Schablonenschrift schloß die Wiederkehr derselben Ziffer in derselben Zeile definitiv aus.

„Wer weiß,“ sagte sich Kobbelt, „ob der Doktor nicht überhaupt ein sogenanntes Gitter angewandt hat, eine Schablone in Quadratform mit so angebrachten runden Oeffnungen, daß man dieselbe viermal drehen muß, um den Inhalt der Notiz zu dechiffrieren. Dann wäre nur derjenige, der das Gitter zur Hand hätte, im Stande, die Entzifferung vorzunehmen.“

So verfloß unter allerhand Probieren, Grübeln und Anpassen Stunde auf Stunde, der Kopf wirbelte dem Affessor von dem vielen Rechnen und Kombinieren — er blickte nach seiner Uhr, es war zwei Uhr nachts.

Verdrießlich und entmutigt legte er die Papiere beiseite. Er wollte morgen Frau Doktor Ohlshoff aufsuchen, vielleicht vermochte sie ihm einige Winke in Betreff der Enthüllung der Geheimchrift zu erteilen, da sie doch sicherlich mit ihrem Gatten hin und wieder über das von ihm beliebte Verfahren gesprochen hatte. Eine unerquidliche Nacht ließ den Beamten in aufgeregten Träumen immer von neuem mit Zahlen und Chiffren experimentieren, er rechnete, schrieb, diktierte, riesenhafte Bogen bedeckten sich mit unzähligen Zeichen — mühsam und fast noch ebenso erschöpft wie er sich niedergelegt, stand er endlich auf, spät genug, um in Betracht des Zwecks, den er mit seinem Besuch verfolgte, seine Absicht ohne Verletzung des gesellschaftlichen Anstandes ohne Säumen zu verwirklichen.

In kurzen Worten legte er der jungen Frau, die ihn trotz der verhältnismäßig frühen Stunde auf der Stelle empfing, die Hoffnungen dar, welche er auf die Entzifferung der Notizbucheintragungen setzte.

Sophie hörte ihn nicht ohne Wehmut an; seine Ausführungen zerstörten den schwachen Hoffnungssfunken, den das angebliche Austausch ihres Mannes in ihr erweckt.

„Sie halten ihn also für tot, trotz der auf Ihrer Reise erhaltenen Beweise vom Gegenteil?“ fragte sie mit bebenden Lippen.

„Leider muß ich die Frage bejahen, gnädige Frau. Der eigentümliche Zwischenfall, von dem ich Ihnen erzählte, zeigt mir den Vorfall plötzlich in einem ganz neuen Licht. Das Notizbuch ist jetzt noch meine einzige Hoffnung. Erlauben Sie mir nun, Sie um die von mir heiß begehrten Aufschlüsse zu bitten. Ist Ihnen bekannt, daß Herr Doktor Ohlshoff für seine Geheimaufzeichnungen Chiffren an Stelle der wirklichen Buchstaben zu gebrauchen pflegte?“

Sophie bejahte lebhaft. „Noch an dem verhängnisvollen Abend, an dem er nicht wiederkehrte, haben wir darüber gesprochen. Es war eine alte Liebhaberei von ihm, die er als gewissenhafter Mann für die Zwecke seines Berufes ausnützte.“

„Hat er zu Ihnen jemals über die Methode, deren er sich bediente, gesprochen?“

„O ja — leider muß ich nur gestehen, daß mir die Materie trotz aller Erklärungen immer unverständlich blieb. Ich vermochte nicht zu begreifen, wie er die mir so rätselhaften Verstellungen so schnell niederzuschreiben im Stande war.“

„Vermochte er sie auch ebenso schnell wieder zu lesen?“

„Jawohl, erstaunlich rasch. Meist bediente er sich zum Schreiben eines kleinen Apparats aus Pappe, in dem er eine Reihe kleiner, viereckiger Oeffnungen angebracht hatte.“

„Also doch — das ist genau, was ich voraussetzte. Er benutzte eine Schablone, ein Gitter?“

„Ich glaube, so nannte er das Ding.“

„Trug er diese Schablone immer bei sich?“

„Ich weiß doch nicht — die Sache war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er derselben wohl kaum mehr bedurfte.“

„Wohl möglich, er kannte die Formel auswendig,“ bemerkte Affessor Lindner nicht ohne einen Zug von Enttäuschung in seinem klaren Gesicht. „Haben Sie eine Ahnung, gnädige Frau, wo er die Schablone aufbewahrte?“

Sophie schüttelte nach einigen Augenblicken der Ueberlegung den Kopf.

„Ich weiß es wirklich nicht.“

„Vielleicht hatte er gar keinen bestimmten Platz dafür?“

„O doch,“ rief sie im Tone inniger Ueberzeugung. „Mein Mann hielt strenge Ordnung in all seinen Angelegenheiten. Jeder Gegenstand nahm bei ihm den einmal zugewiesenen Platz ein, er mochte niemals ein Ding am unrechten Ort leiden.“

„Um so besser, so werden, so müssen wir den Schlüssel der Schrift auch finden,“ jubelte der Beamte. „Wenn Sie die Güte haben wollen, mir Beistand zu leisten —“

„Sehr gern, Herr Affessor, wenn aber nun —“

„Was, gnädige Frau?“

„Mein Gatte die Schablone, wie Sie es nennen, gerade bei sich getragen hat?“

„Das hat er nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil wir sonst nicht in den Besitz des Notizbuchs gelangt wären.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Der Affessor erklärte sich deutlicher. „Hätte die Schablone sich im Notizbuch befunden, so hätte sie der — der“ — er wollte nicht sagen „Mörder“, daher half er sich mit der Bezeichnung: „die von uns gesuchte Person — so hätte sie diese Person,“ sprach er weiter, „die sich in den Besitz der Uhr und des Notizbuchs zu setzen vermochte, ohne allen Zweifel entdeckt und mit ihrer Hilfe den Versuch gemacht, die in dem Buch niedergelegten Geheimnisse zu ergründen. Ob sie dann etwas für sie Gravierendes gefunden oder nicht, jedenfalls hätte sie sich zehnmal besonnen, ehe sie der Polizei ein so verdächtiges Beweisstück in die Hände spielte.“

Sophie erklärte, da habe er recht.

„Lassen Sie uns daher ohne Verzögerung danach forschen, gnädige Frau; ich gebe mich der zuverlässigen Erwartung hin, daß wir das Gesuchte erlangen.“

Nochmals unterzog der Affessor nun den Schreibtisch und die Schränke in des Doktors Zimmer der detailliertesten Untersuchung. In allen Fächern sah er nach, jeden Brief, jedes Buch klappte er auseinander oder öffnete die Bände nach unten, um so den etwa darin befindlichen Gegenstand herausfallen zu lassen. Selbst alle Kästen und Schubladen zog er heraus, guckte in die Zwischenräume und fuhr mit seinem Messer in die Ritzen. Alle Anzüge des Arztes wurden durchforstet, alle Taschen derselben umgekehrt. Die Zeitungsmappe, die Weste und Instrumentenkasten, die Zigarrentaschen und Visitenkartenetuis, alles kam an die Reihe, und nirgends fand sich das Ersehnte. Zuletzt rückte der findige Beamte selbst die Möbel von der Wand ab, er hob die Platte des Ausziehtisches auf, prüfte den Raum zwischen der Wand und den daran befindlichen Gemälden.

Der Unermüdbliche würde weder an Frühstück noch Mittagessen gedacht haben, wenn nicht Sophie in fürsorglichster Weise die Bewirtung ihres Gastes übernommen hätte.

„Alles umsonst,“ seufzte endlich nach mehrstündigen Recherchen der junge Mann. „Ich wüßte wahrlich keinen Ort mehr, groß genug, auch nur ein so minimales Pappstückchen wie das gesuchte zu verbergen, den wir nicht um und umgewandt hätten. Ihr Herr Gemahl muß den Schlüssel, weil er seiner nicht bedurfte, vernichtet haben!“

Die schöne junge Frau richtete den finnenen Blick in das Leere. Noch einmal ließ sie alle ihre Erinnerungen Revue passieren, rief sie alle Momente zurüd, welche mit dem Gegenstand in irgend welcher Verbindung standen. Alle Besitztümer ihres Mannes zogen vor ihrem geistigen Auge vorüber.

„Ich wüßte mich auf nichts zu besinnen, was wir etwa vergessen hätten,“ erklärte sie unentschlossen. „Und doch ist mir, als — ich weiß nicht, mir schwebt so etwas wie eine Erinnerung vor, von der ich meine, sie gehört hierher, und doch fällt es mir trotz allen Bemühens nicht ein, was es eigentlich war.“

„So geht es uns oft,“ warf Kobbelt mehr aus Höflichkeit hin als aus Interesse an der Bemerkung. Er hatte die Hoffnung, den Schlüssel zu entdecken, aufgegeben.

„Ich hab's,“ rief Sophie plötzlich mit triumphierendem Klang, „das Notizbuch selbst! Herr Affessor, geben Sie mir das Notizbuch! Ich entsinne mich eines Scherzes, den mein armer lieber Mann einmal gemacht. Ich zeigte ihm eine soeben fertig aemordene Photographie im Visitenkartenformat, ein Probebild; er betrachtete sie lächelnd und äußerte, er werde sie verzaubern. „Sieh her,“ sagte er, „ich stecke das Bild hier herein in das Notizbuch“ — dabei that er es — „nun versuche einmal, ob du es wiederfindest.“ Ich lachte und suchte in dem Buche umher, zwischen allen Blättern und in allen Taschen der Briefftasche, das Bild fand sich nicht, und doch hatte ich genau gesehen, wie er es in dem Buche versteckte. Nachdem ich lange genug umsonst geforscht, löste er mir das Rätsel, indem er plötzlich scheinbar eine der ledernen Scheidewände zwischen den Taschen emporhob, darunter lag das Bildchen.“

Sie ergriff das ihr vom Affessor dargebotene Notizbuch.

„Da, sehen Sie,“ erläuterte sie ihre Erzählung, „eine dieser ledernen Scheidewände der Briefftasche enthält in sich selbst noch eine Geheimtasche. Sie ist von doppeltem Leder, dessen obere Hülle auf der unteren nur so befestigt ist, daß sie in Falzen an der Seite läuft und von demjenigen, der das Geheimnis kennt, leicht emporgeschoben werden kann. Hier, diese, die sich etwas dicker anfühlt, ist es.“

Gespannt sah der Affessor ihr zu. Die betreffende Scheidewand fühlte sich in der That etwas voller an, sonst unterschied sie sich in ihrem Aussehen von den übrigen Einschlachtungen nicht im geringsten. Auch die

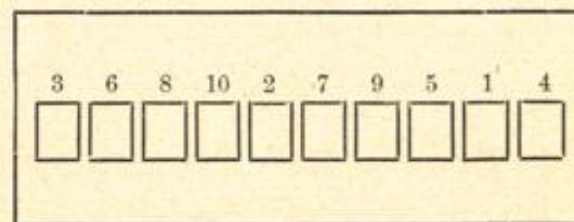
Falze, in denen die herausziehbare Schale lief, entsprachen völlig denjenigen an den andern Zwischenwänden, so daß, wer nicht besonders in die Mechanik eingeweiht wurde, die Briefftasche hundertmal in die Hand nehmen konnte, ohne von dem kleinen Versteck eine Ahnung zu haben.

Mit neuerwachter Hoffnung sah er jetzt Frau Doktor Ohlshoff die Lederwand emporziehen — beinahe hätte er einen Freudenschrei ausgestoßen, der seiner Gefühle so mächtige Jurist — denn das zugeschnittene Kartonsblättchen mit den viereckigen Oeffnungen, welches zwischen den Lederfalten lag, konnte nichts anderes sein als die so schmerzlich ersehnte, überall vergeblich gesuchte Schablone.

Beide Anwesenden, die Dame sowohl als der Affessor, vereinigten sich unwillkürlich in dem Rufe: „Das ist sie!“ und Kobbelt Lindner fügte mit fast vibrierender Stimme hinzu: „Es handelt sich also doch nicht um eine Schablone, die man erst nach allen vier Seiten wenden muß, sondern um ein einfach auf jede Zeile aufzulegendes Gitter — jetzt muß es sich entscheiden, ob meine auf den Inhalt des Notizbuchs gesetzten Erwartungen sich erfüllen!“

Im Nu hatte er das Blättchen ergriffen. Aus starkem Karton geschnitten, zeigte es die Form eines länglichen Vierecks, in welchem in regelmäßigen knappen Abständen zehn etwa acht Millimeter lange und sechs Millimeter breite viereckige Oeffnungen ausgestanzt waren. Ueber jeder Oeffnung stand eine der Zahlen von 1 bis 10 geschrieben und zwar in so willkürlicher Folge, daß der Affessor allerdings Hunderte von Kombinationen hätte versuchen können, bevor ein Zufall ihn auf die richtige Verlegungsform geführt hätte.

Zum besseren Verständnis des folgenden fügen wir hier eine Abbildung der Schablone bei:



Der Affessor legte mit erklärlicher Hast den gefundenen Streifen auf ein weißes Blatt Papier, worauf er die zehn Zeichen der ersten Zeile in die Oeffnungen hineinschrieb. Sodann schrieb er die einzelnen Buchstaben in der durch die über den Oeffnungen angegebenen Reihenfolge darunter und erzielte folgendes Resultat:

v	ö	r	n	×	h	e	f	f	×
3	6	8	10	2	7	9	5	1	4
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
f	×	v	×	f	ö	h	r	e	n

„Was soll das heißen?“ meinte Kobbelt befremdet. „F. v. Föhren — darin liegt doch kein Sinn? Sollte die Schablone nicht die richtige sein?“

Nicht ohne Furcht probierte er es mit der zweiten Zeile. Dieselbe lautete in der durch die Zahlen angegebenen Verstellung der Buchstaben:

g e f t × 29 × 11.

Nachdenklich betrachtete sich der Affessor das Ergebnis. „Geft — gef — ich Narr,“ unterbrach er sich plötzlich so laut, daß er die junge Hausherrin errötend um Verzeihung bat, „es ist ja ganz in Ordnung — gestorben 29. 11., den 29. November; F. v. Föhren, gestorben den 29. November; das ist ja eben die Frau jenes Herrn von Föhren, bei dem ich kürzlich vorsprach und welcher den Herrn Doktor in Frankfurt gesehen haben will.“

„Ein sonderbares Zusammentreffen,“ sagte Sophie. „Allerdings, sonderbar, und doch auch wieder natürlich, da der Tod der Dame so kurz vor dem Verschwinden ihres Gatten erfolgte. Kein Wunder, daß sich eine der Notizen mit dem vielleicht medizinisch interessanten Fall beschäftigt. Für uns wird das Kryptogramm da allerdings nicht viel bedeuten.“

Etwas enttäuscht fuhr er in der Entzifferung des Inhalts fort.

„Ich hatte recht, die Kreuze sind nur dazu da, die einzelnen Worte zu trennen. Hätte ich neben Refse, Föhren und Köhn auch Föhre versucht, so wäre es mir vielleicht gelungen, die Formel zu finden, aber der Name Föhre ist in meiner Heimat nicht üblich.“

Während er so plauderte, hatte der Affessor nach und nach alle zehn Zeilen in die vorgeschriebene Ordnung gebracht und las jetzt mit etwas stockender Stimme die Uebersetzung vor:

„F. v. Föhren, gest. 29. 11. 95, nachts 1 Uhr. Kind gest. 10 Min. früher. Totenschein ausgestellt 1 Uhr 10 Min.; sofort zu ändern.“

Der Affessor stutzte.

„Was heißt das? Kind gestorben zehn Minuten früher? Hat denn der Herr von Föhren auch zugleich mit seiner Gemahlin ein Kind verloren?“

„Jawohl, sein erstgeborenes und einziges — die



Der Kaiser und Prinz Albrecht nach der großen Attacke am 12. September.



General von Blodensee, Flügeladjutant des Kaisers.

Danziger Husaren nach der großen Attacke am 12. September.



In Bereitschaftsstellung ruhende Kavallerie.

Bilder aus dem diesjährigen Kaisermanöver.

Mutter starb im Wochenbett, und das schwächliche Wesen fast zur selben Zeit. Haben Sie nicht davon gehört? Man sprach doch überall davon," äußerte Sophie verwundert.

"Ich kann mich nicht erinnern," entgegnete Robert. "Nebrigens muß hier ein Schreibfehler vorliegen. Es steht hier: Kind gestorben 10 Minuten früher, aber Totenschein ausgestellt 1 Uhr 10 Minuten — nicht doch, der Herr Doktor hat ja die Bemerkung: 'sofort zu ändern' hinzugefügt, es scheint also bei der Ausstellung des Totenscheins ein Irrtum untergelaufen zu sein. Hat Ihr Herr Gemahl davon etwas gegen Sie erwähnt?"

"Er sprach niemals über Berufsangelegenheiten. Ich habe aber, wie ich mich erinnere, ihm die seltsame Geschichte selber mitgeteilt."

"Welche seltsame Geschichte? Meines Wissens ist ein Fall, wie der von Ihnen berichtete, unter den betreffenden Umständen nicht allzu selten."

Sophie erwiderte, das sei wohl wahr, hier spiele aber noch ein anderer Umstand mit, wohl geeignet, den Fall besonders interessant zu gestalten. "Die zehn Minuten," erzählte sie, "welche das kleine Wesen später verschieden ist als seine unglückliche Mutter, tragen dem Vater — dem Herrn von Föhren — eine Million Mark ein."

"Eine Million Mark — wie ist das möglich?"

"Wäre das Kind vor der Mutter gestorben, so

würde das von der Frau dem Herrn von Föhren zugebrachte Vermögen an ihre Eltern zurückfallen — so aber beerbt das Kind seine Mutter und der Vater sein Kind."

näher eingeweiht. Die Sache rief außerordentlich große Sensation hervor, in allen Zirkeln, an allen Stammtischen wurde darüber geredet. Ich wundere mich, Sie so wenig informiert zu sehen."

"Ich entsinne mich jetzt allerdings, daß in meinem Speisehaus kürzlich über den Fall debattiert worden ist. Ich ästimierte das Ganze aber für nichts weiter als gewöhnlichen Klatsch, hatte auch den Kopf mit der Angelegenheit Ihres Herrn Gemahls viel zu voll, um auf derlei Stammtischgespräche acht zu geben."

Noch immer starrte Robert auf das Papier. Seine Aufmerksamkeit schien zwischen der Konversation und einem Gedanken geteilt, der ihn mächtig ergriffen hatte.

"Ja, ja, kein Zweifel," rief er auf einmal. "Sofort zu ändern — hier steht es ja. Das Kind ist vor der Mutter gestorben, das Vermögen fällt also, wenn kein Irrtum des Publikums vorliegt, an die Eltern der Frau zurück."

"Es fällt aber nicht an sie zurück, sondern der Erbe ist Herr von Föhren."

"So sagt man?"

"So hab' ich es seinerzeit von wohlunterrichteter Seite gehört."

Daraus würde hervorgehen, daß Herr Doktor Ohlhoff keine Zeit mehr gehabt hat, den Totenschein zu ändern — hm — und eben dieser Herr von Föhren ist es gewesen, der ihn in Frankfurt zuerst gesehen hat —"

Sophie stützte sich auf den Tisch, ihre auf dem



Verlag von Roth, Schuster in Berlin.

Bild von M. Wachtel, Gophert, Berlin.

Vom diesjährigen Kaisermanöver: Der Heliograph in Thätigkeit.

Der Affessor starrte mit sonderbarem Ausdruck auf das Papier in seiner Hand.

"Ist das verbürgt, was Sie mir sagen, gnädige Frau?"

"Ich habe es allerdings nur gesprächsweise gehört, in die Verhältnisse der Familie bin ich absolut nicht



Vom diesjährigen Kaisermanöver: Infanterie-Compagnie des 93. Regiments in Bereitschaftsstellung.

Mahagonigetäfel liegende Hand bewegte sich wie im Krampfe.

"Sie — Sie wollen doch nicht behaupten, Herr Affessor —"

Sie wagte nicht, den furchtbaren Gedanken auszusprechen.

Der Affessor fand angeblickt des vor ihm auf-

tauchenden Prospekts seine gewohnte Kaltblütigkeit wieder.

"Ich behaupte noch nichts," lautete seine ruhige Gegenerklärung. "Wenn mich nicht alles trügt, so gehören die darunter folgenden Bemerkungen ebenfalls zu unsrer Notiz. Vielleicht erhalten wir durch sie weiteren Aufschluß."

Die Deciffrierung war diesmal, mit Hilfe des Schlüssels, das Werk weniger Minuten.

Der Affessor überließ erst für sich die erhaltenen Sätze, seine Augen begannen zu leuchten, seiner Brust entrang sich ein tiefer Atemzug.

Unwillkürlich ahmte Sophie, deren Blick mit ängstlicher Spannung an ihm hing, letztere Bewegung nach.

Keine Frage kam über ihre Lippen, aber ihr Herz klopfte fiebernd der Antwort entgegen, die zu vernehmen sie sich doch auch fürchtete.

„Gnädige Frau, Sie selbst haben Ihrem Gemahl von der Erbschaft des Herrn von Föhren erzählt?“

„Ja,“ entgegnete sie.

„Wann ist das gewesen? Können Sie sich besinnen?“

„Es war mittags bei Tische — an welchem Tage, weiß ich nicht mehr.“

„Sie wußten doch, daß Ihr Gatte Mutter und Kind in Behandlung gehabt?“

„Das wußte ich.“

„Gibt denn Ihre Erzählung dem Herrn Doktor keine Veranlassung zu irgend einer Bemerkung?“

„Er brummte ein paar Worte in den Bart hinein: „So, so, das ist ja ein höllischer Dufel“, oder so etwas Ähnliches. Aber ich — ich erinnere mich jetzt, daß er sehr nachdenklich wurde.“

Der Affessor hob das Papier in seiner Hand empor.

„Am 29. ist Frau von Föhren gestorben, war es am 30. November, als Sie sich mit Ihrem Gatten über das Ihnen zu Ohren gekommene Gerücht unterhielten?“

„Am dreißigsten? Am darauffolgenden Mittag? Das wäre zu früh.“

„Nein, erst am zweiten Mittag nach dem Todesfall. Der Tod der Dame trat bereits in der ersten Stunde des neuen Tages ein — eine Stunde nach Mitternacht.“

„Am zweiten Mittag — wohl möglich.“

„Wenigstens erhellt dieser Termin aus Doktor Ohlhoffs Niederschrift. Hören Sie, was die Notizen weiter befehlen: 29. Mittag 12 Uhr wieder dort, versprochen, Schein sofort zurückzuholen und Fehler berichtigen zu lassen.“

„Ferner, nach einem neuen Strich: 30. Sophie erzählt über Erbschaft von F's. Und dann noch: 1. Dabr. früh 10 Uhr bei v. F. — sei nur Irrtum — aufgetragen, bis 2. Dabr. abends Sache zu erledigen, widrigenfalls Anzeige.“

„Und am 2. Dezember abends,“ setzte Affessor Lindner mit erhobener Stimme hinzu, „ist Doktor Ohlhoff verschwunden!“

Die junge Frau wankte und klammerte sich an den Tisch fest. Ihre Wangen bedeckte die Zeichenblässe des Entsetzens.

„Es wäre gräßlich,“ hauchte sie kaum vernehmbar.

„Wenn sich bestätigt, was Sie mir bekundet, so haben wir den Mörder zweifellos ent-“

Der Affessor kam nicht zu Ende, er sprang auf die arme junge Frau zu, um sie zu stützen. Die Unglückliche hatte sich schon seit vielen Tagen mit dem Gedanken an das jähe und schreckliche Ende ihres heißgeliebten Mannes vertraut gemacht, nun aber die That- sache und gerade im Anschluß an eine kurze Periode wiedererstandener Hoffnung so unvermittelt an sie herantrat, übermannte der Schmerz ihre mühsam behauptete Fassung. Vor ihren Augen senkte sich ein dunstiger Schleier nieder, ihr Herz hämmerte, das Blut sauste und kochte in ihren Ohren.

Der Beamte umfing sie mit starkem Arm und legte sie auf die im Zimmer befindliche Chaiselongue nieder; wie er darauf zur Thür eilte, um Hilfe herbeizurufen, ging diese auf, und Melanie erschien, ihre Schwester zu besuchen.

„Welches Glück, daß Sie es sind, gnädiges Fräulein,“ begrüßte der Affessor sie hoch erfreut. „O bitte, helfen Sie mir, Ihre Frau Schwester —“

„Mein Gott, was ist geschehen?“ rief die junge Dame bestürzt.

„Schmerz und Aufregung haben sie überwältigt, ich hoffe, es wird schnell vorübergehen.“

Melanie ergriff mit der ihr eignen Geistesgegenwart schnell die auf dem Tisch stehende, mit Wasser gefüllte Karaffe und sprengte der Ohnmächtigen die kalten Tropfen ins totenblasse Antlitz.

„Geben Sie keinen Salmiakgeist hier?“ fragte Robbert besorgt.

„In meines Schwagers Arzneischrank — dort an der Wand —“

„Ich weiß, ich weiß —“

Indem der Beamte den Schrank öffnete, schlug Sophie bereits die Augen wieder auf.

„Gott sei Dank, Sie kommt zu sich — wie fühlst du dich, meine teure Sophie? Erkennst du mich, hörst du mich?“

Ein schwaches Lächeln glitt über die Züge der Patientin.

„Beruhige dich — ein Anfall von Schwäche, weiter nichts —, ich werde mich rasch wieder erholen.“

„Des Salmiaks bedürfen wir nicht mehr, aber ein wenig Wein würde Ihnen gut thun,“ riet der Affessor besorgt und brachte eine Flasche Rotwein herbei, den der Arzt im Schrank für Fälle plötzlichen Unwohlseins, wie sie sich in ärztlichen Sprechzimmern so häufig ereignen, zur Hand hielt.

Sophie trank ein paar Schlucke des stärkenden Trankes, richtete sich darauf empor und beschwichtigte ihre Besucher durch die Erklärung, sie befinde sich jetzt wieder vollständig wohl.

„Was für eine Botschaft haben Sie denn gebracht?“ erkundigte Melanie sich nun.

„Keine Botschaft, aber eine bedeutungsvolle Entdeckung ist uns jedenfalls gelungen, gnädiges Fräulein. Lassen Sie sich von Ihrer Frau Schwester das Nähere auseinandersetzen, ich will mich entfernen, um mir auf der Stelle über die Richtigkeit der mir von Frau Doktor Ohlhoff mitgeteilten Thatfachen amtlichen Be-



Die zur Teilnahme am Manöver kommandierten fremdländischen Offiziere, darunter drei aus Frankreich.

scheid zu holen. Vorher kann ich nichts in der Sache thun. Hat es mit dem Totenschein seine Richtigkeit, ist derselbe von Doktor Ohlhoff doch geändert worden, oder kann Herr von Föhren durch einwandfreie Zeugen darthun, daß die von ihm angegebenen Zeiten in der That zutreffen, so fallen alle unsere Folgerungen in nichts zusammen. Aus diesem Grunde bitte ich Sie beide um strengste Diskretion bis nach Erhalt weiterer Nachricht von mir. Wollen Sie meine Bitte erfüllen?“

Die Damen sagten strengstes Stillschweigen zu.

„Selbst Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter, gnädiges Fräulein, dürfen nichts erfahren —“

„Es wird kein Wort über meine Lippen kommen.“

„Beruhigt empfahl sich Affessor Lindner, eilte die Treppe hinunter, rannte zur nächsten Droschkenstation und sprang in einen Taximeter. Dem Kutscher rief er die Adresse des Bezirksstandesamtes zu. Der Standesbeamte war nicht anwesend, von einem der Schreiber erfuhr er aber, es seien bereits beglaubigte Abschriften aus dem Zivilstandsregister von Herrn von Föhren eingefordert worden. Derselbe habe selbige dem Gericht eingereicht, weil er gegen seinen Schwiegervater um die Mitgift seiner Frau einen Prozeß angestrengt habe.

Mit dieser Auskunft zeigte sich Robbert vollkommen zufrieden.

„Wenn ein solcher Prozeß anhängig gemacht worden,“ sagte er sich, „so werde ich von meinem Freund Hebestreit das Gewünschte und noch mehr erfahren. Hat er auch die Sache nicht in der Hand, so wird er doch ohne Zweifel Bescheid wissen oder mir wenigstens angeben können, an wen ich mich wenden muß. Es ist jetzt vier Uhr nachmittags, ich werde ihn sicherlich noch zu Hause treffen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Kaisermandöver 1900.

Mit sechs Abbildungen nach Momentaufnahmen von E. Jacobi, Kopiephotograph in Mch.

Das diesjährige große Kaisermandöver in Pommern, dem nicht nur zahlreiche Fürsten als Gäste unsers Kaisers, sondern zum erstenmal wieder seit dem Feldzug 1870/71 unter den fremdländischen Offizieren auch französische Offiziere als Zeichen des guten Einverständnisses, das zwischen den beiden mächtigen Staaten herrscht, bewohnten, lenkte die Augen der ganzen militärischen Welt auf sich. Es wurde bei dem Manöver angenommen, daß die rote Partei (das II. Armee-Korps), das mit einer Kavalleriedivision bei Rügenwalde gelandet ist, so schnell

wie möglich Berlin einnehmen wolle; von der andern, blauen Partei, die auf einem entfernteren Kriegsschauplatz beschäftigt ist, wird dem Feind das Gardekorps mit einer Kavalleriedivision entgegengeworfen. Während das II. Armee-Korps anfangs siegreich war, trug zuletzt das Gardekorps den Sieg davon, so daß der Feind den Vormarsch auf Berlin aufgeben mußte. Es kam im Laufe des Manövers zu heißen Kämpfen, namentlich am 12. September schwankte die Schlacht lange hin und her, bis Kaiser Wilhelm sich an die Spitze des Kavalleriekorps setzte und die großartige Artilleriestellung des II. Armee-Korps auf den Höhen von Gerbersdorf im Sturm nahm. Unfre Bilder zeigen die Kavallerie vor und nach der Attacke. Die Strapazen und Anstrengungen waren für die Mannschaften und Offiziere nicht gering — fast ebenso müde wie das Marschieren macht das Ausbarren in der Gefechtsbereitschaft (siehe Bild), wo man sich, wie der Soldat sagt, die Beine in den Leib zieht oder sich die Kniee in den Magen drückt. Nach gethauer Arbeit aber ist gut ruhen, und arge Pessimisten behaupten, zuweilen sei das Schönste an dem ganzen Manöver — die Mandöverpause (siehe Bild).

Abgesehen von dem drahtlosen Telegraphen, wurde in diesem Manöver auch der Heliograph zum erstenmal in größerem Umfang verwendet. Daß er im Felde mit großem Nutzen zu verwerthen ist, haben ja schon die Engländer vor Ladysmith erfahren, und auch bei uns hat er sich sehr bewährt. Auf einer Metallplatte fängt man bei dem Heliographen die Sonnenstrahlen auf, die von dort aus auf einen zweiten Heliographen reflektieren. Wird nun die Metallplatte des einen Heliographen ganz oder stellenweise künstlich verdeckt, verdunkelt sich auch die Platte des andern Heliographen in demselben Maße, und so ist es möglich, da jede Verdunkelung ihre besondere Bedeutung hat, Nachrichten innerhalb der eignen Partei schnell von einem Ort zum andern zu übermitteln. Unser Bild zeigt den Standort des Heliographen und seiner Bedienungsmannschaft, aus Offizieren bestehend, die aufmerksam mit ihren Gläsern das Vorgelände mustern.

Aus der Geschichte des Gasthauswesens.

Dem Altertum galt, wie noch heute dem Beduinen der arabischen Wüste, die Gastfreundschaft, die unentgeltliche Aufnahme jedes Reisenden, als unverbrüchliche Pflicht; den Griechen galt der höchste Gott als Schutzherr der Fremden und führte deshalb den Beinamen „der Gastliche“, Xenios. Erst der starke Reiseverkehr der römischen Kaiserzeit schuf an den großen Heerstraßen etwas Ähnliches wie unsere Wirtshäuser und Gasthöfe; die diversoria, Absteigequartiere für die Reichen, und die stabula, Ausspanne für die Fuhrleute und Händler. Das lateinische Wort caupona (italienisch canova) scheint fortzuleben in unserer „Kneipe“, Zubern im Elsaß hat seinen Namen von tres tabernae — drei Wirtshäuser behalten, in Oberbayern bezeichnet noch heute eine Tavernenwirtschaft ein Haus mit Recht auf Beherbergung, nicht nur auf Ausspann. Sonst aber ist unser Gasthauswesen keine Fortsetzung des römischen Wirtsgewerbes, denn auch den Germanen galt die Gastfreundschaft als heilige Pflicht. Das Gesetzbuch des burgundischen Königs Gundobad aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts verfügt eine Buße von drei Schillingen über den, der einem Wanderer das Obdach verweigerte oder ihn in das Haus eines Römers wies; erst nach acht Tagen durfte man den Gast fragen, wer er sei und woher er komme. Noch unter Kaiser Heinrich IV. setzte ein Gottesfriede auf der Synode von Köln 1083, auf der zu Mainz 1085 fest, daß niemand einem Wanderer Unterkunft versagen dürfe bei Strafe an Haut und Haar! Mittlerweile hatte aber schon der stärker anwachsende Reiseverkehr zu besonderen Maßregeln genötigt; im Reiche Karls des Großen ward für die Beamten geistlichen und weltlichen Standes, wie für auswärtige Gesandte der Anspruch auf Unterkunft und Verpflegung während der Reise sorgsam nach dem Rang abgestuft, für die Herrscher, den Papst und so weiter besondere Gebäude, mansionatica, errichtet. Besonders aber nahm sich die Kirche in Erfüllung der christlichen Mildthätigkeit der armen Reisenden an, ein Xenodochium, eine Anstalt zur Aufnahme Fremder, wird schon im sechsten Jahrhundert zu Lyon erwähnt, Karl der Große empfahl den Klöstern und Bischöfen die Anlage solcher Pilgerhäuser und Herbergen. St. Gallen war reich genug, ihrer zwei zu unterhalten, eines für Arme, die nichts zahlen wollten oder konnten, und eines für Vornehme, die sich so oder so dankbar erweisen mochten. Der Name dafür, hospitale, hat später den Sinn geändert, es bezeichnet jetzt nur eine Aufnahmestätte für Kranke. Umgekehrt bedeutet das holländische gasthuis ein Spital. Dagegen nennen wir noch heute Hospize

die durch fromme Stiftungen begründeten Unterkunfts-
häuser an den begangenen Alpenstraßen. Das Hospiz
St. Peter auf dem Septimer in der Schweiz wird
schon 825 erwähnt. Die Hospize auf dem Großen und
Kleinen St. Bernhard halten das Andenken an ihren
Begründer fest, den seligen Bernhard von Menthon
(gestorben 1088); der auf dem St. Gotthard wurde
erst im vierzehnten Jahrhundert von Azzo Visconti,
Herrn von Mailand, errichtet.

Rascher schritt im Flachland die Entwicklung des
Wirtshauswesens vorwärts; die Klöster, so lange die
Mittelpunkte und Pflegestätten der Kultur, übernahmen
allenthalben die Ausübung der Gastfreundschaft. Manche
haben sie über ihre Mittel hinaus getrieben; bei andern
war es eine durch den wachsenden Verkehr gerechtfertigte
Einschränkung, wenn sie den Grundsatz der
Bezahlung einführten, wie das Kloster Chiemsee. Be-
sonders in den Städten hatten sich bald die Herbergen
gemehrt. Die Häuser waren von den Grundherren, geist-
lichen und dann auch weltlichen, errichtet und ihr Besitz,
aber amtsweise gegen Zins den Wirten übergeben, die
aus dem Stande der Hörigen hervorgegangen sind. Diese
persönliche Abhängigkeit drückt sich zum Beispiel ver-
wunderlich genug in der Bestimmung des ältesten
Straßburger Stadtrechts (aus dem zwölften Jahr-
hundert) aus, daß die Weinwirte jeden Montag auf
Begehren des Bischofs dessen Abtritt und Vorrats-
kammer zu reinigen hatten. Bremen besaß im vierzehnten
Jahrhundert zwei städtische Herbergen, die in Verwaltung
von Staatsherren standen. In vielen Städten ent-
standen besondere Herbergen zur unentgeltlichen Auf-
nahme armer Pilger, sie hießen „elende Herbergen“
(elend hieß ursprünglich fremdländisch).

Daneben zeigen sich aber schon frühzeitig in den
größeren Städten Süddeutschlands Herbergen von
Wirten als selbständigen Gewerbetreibenden, wie in
Straßburg im zwölften Jahrhundert „der offenen Wirt-
häuser“. Unter Rudolf von Habsburg ließen die
Bürger von Bern sich verbrieft, daß der Herrscher
des Reiches bei einem Besuch der Stadt sein Gefolge
in den Häusern derer einquartieren müsse, die Gäste
aufzunehmen pflegten — also bei den gewerbsmäßigen
Wirten. In Basel wird 1340 eine Herberge für fremde
Kaufleute genannt, die von dem damaligen Wirt den
Namen „Zum Schnabel“ erhielt. Bald zeigen sich
die individualisierenden Wirtshausnamen: der „Turm
zu Rin“ schon 1339 in Basel, das Wirtshaus „Zur
goldenen Wage“ 1361 in Frankfurt am Main.

Ein nicht gerade anmutendes Bild des deutschen
Wirtshauses am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts
entwirft der niederländische Gelehrte Erasmus von
Rotterdam. Niemand hielt es der Mühe wert, den
Ankommling zu bewillkommen; er mußte so lange
rufen, bis einer seinen Kopf aus der geheizten Gaststube,
in der sie bis Mittsommer lebten, herausstreckte, den
mußte er fragen, ob man unterkommen könne. Sagte
er nicht nein oder schüttelte er nicht den Kopf, so galt
das als Aufnahme. Sein Pferd konnte jeder selbst
in den Stall führen und dann in der oft überfüllten
Gaststube warten, bis das Abendessen aufgetragen
wurde, nicht eher, als bis kein weiterer Gast zu er-
warten war. Dann erschien ein alter Hausknecht,
graubärtig, kurzgeschoren, finster, in schmutzigem Anzug,
und zählte die Gäste ab, um danach — die Heizung
einzurichten, je mehr Gäste, desto stärker wurde geheizt.
Etwa ein Fenster aufmachen zu wollen, das gab's
nicht. Dann werden die Tische gedeckt, immer für
acht zusammen, Holzteller und Holzlöffel werden auf-
gelegt, dann kam der saure Lischwein und die Ge-
richte nacheinander, von denen der Gelehrte nicht entzückt
war. Zu Bett gingen alle Gäste zu gleicher Zeit,
wenn sie genug gezecht und gelärmt hatten. Dagegen
lobt Erasmus die französischen Wirtshäuser.

Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts scheinen
nun die deutschen Wirtshäuser bedeutend besser ge-
worden zu sein, nach der Schilderung des Franzosen
Michel de Montaigne, der im September 1580 eine
Reise durch das Elsaß, über Basel, Baden in der
Schweiz, Lindau, Augsburg, München, Innsbruck nach
Italien machte. Gleich anfangs fiel ihm das schmucke
Äußere der elsässischen Wirtshäuser auf, die hellen,
freundlichen Fensterscheiben der Speisesäle, die mit bunten
Ziegeln eingedeckten Dächer, das fein gearbeitete Haus-
geräte. Besonders gefiel ihm dann auch die Einrichtung
der Küchen; die Bratspieße, die sich von selbst drehten,
durch Federn oder durch Gewichte wie bei Uhren, oder
durch eine Art von großen leichten Segeln aus Tannen-
holz, die im Schornstein angebracht waren und mit
großer Geschwindigkeit vom Luftzug der aufsteigenden
Hitze und des Rauches getrieben wurden. Man sieht
dergleichen Bratspieße noch in Altertumsausstellungen
und alten Schlössern, in England sind sie auch in
Gebrauch geblieben, dagegen in Deutschland hat der
Dreißigjährige Krieg den früheren Wohlstand vernichtet,
und damit verschwand auch der teure Gebrauch des
Bratspießes aus der Küche. Erst die allerneueste Zeit
hat das alte Verfahren wieder entdeckt und gefunden,
daß Kraft und Wohlgeschmack dabei am allerbesten

bewahrt bleiben, wenn man es versteht, die Drehung
des Spießes im richtigen Tempo zu regeln und den
Braten von Zeit zu Zeit mit dem abträufelnden Saft und
Fett, das in einer Rinne aufgefangen werden muß,
übergießt. An den alten Bratspieß befand sich eine
Art Uhrwerk, und deshalb heißt noch jetzt in Süd-
deutschland eine plumpe Uhr ein „Brater“. Für Mon-
taignes Geschmack wurde der Spießbraten etwas zu
trocken, er liebte ihn mehr halbfertig, was wir heute
wunderlicherweise „englisch“ nennen, obgleich der Eng-
länder das Fleisch nur stark durchgebraten genießt.

Nicht ohne Wehmut lesen wir in Montaignes
Tagebuch von dem damaligen Reichtum der süddeutschen
Älteste und Bäche an Krebsen. „Das ganze Land
ist voll von Krebsen, und man speist sie täglich, aber
man hält sie trotzdem für Vederbissen. Als ein Vor-
recht mag es gelten, daß man sie in einer verdeckten
Schüssel aufträgt, man bietet sie sich auch gegenseitig
an, was bei andern Fleischofen selten geschieht.“ Weniger
zufrieden war der Franzose mit den Schlafkammern,
er vermied einigermassen die Keiligkeit, ferner die
gewöhnlichen Vorhänge an den Betten und den Fenstern
und beschwerte sich über Zugwind wegen der schlecht
schließenden Fenster. Auf eine befremdliche Sitte
unserer Vorfahren deutet die Angabe, man habe oft
an die Wand neben dem Bett Leintücher als Vor-
hang befestigt, damit beim Ausspuken der im Bett
Liegenden die Mauer nicht beschmutzt werde — eine
Sitte oder Unsitte, über die auch sonst berichtet ist.
Ein Schriftsteller aus dem Anfang des siebzehnten
Jahrhunderts sagt kurzweg, es sei auch ohnedies das
Wirtshaus ein Gefäß allen Unflats, die Wirte sparten
an der Bettwäsche, wenn sie sich auch nicht scheuten,
für eine geringwertige Mahlzeit 45—54 Kreuzer und
noch mehr zu fordern (1 Mark 50 Pfennig und mehr).
Ein anderer Schriftsteller dieser Zeit gab den Reisenden
den Rat, entweder ganz die Kleider beim Schlafen
in Wirtshausbetten anzubehalten oder wenigstens
Unterhosen, Strümpfe und Ueberhemd. Er lobte die
französische Sitte, in Gegenwart der Gäste die Leinwä-
sche (Betttücher) abzunehmen, durch ein Wasser zu ziehen
und bei dem Kaminfeuer zu trocknen; ebenso findet
er den französischen Brauch gut, daß man die Trink-
gläser auch an dem Mundrand säuberte, und daß
jeder Gast das seinige bezieht. Merkwürdig berührt
es da, zu lesen, wer des Frühstückens gewohnt sei,
der möge, ehe er fröhe aufbreche, etwas Weniges essen
und trinken. Besonders in Frankreich sei es der
Brauch, in den Wirtshäusern gekochte Eier samt
Butter und Weißwein aufzusetzen. Andre nahmen
Zetteln (heute Bonbon genannt), Würzen (Ingwer,
Kalmus, Süßholz) oder dergleichen zu sich. So völlig
unbekannt noch zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges
der Kaffee oder Thee als Morgenfrank gewesen ist,
sollte man doch erwarten, daß hier die Milch genannt
oder empfohlen würde. Der Kaffee wurde erst gegen
Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland
bekannt, das erste Kaffeehaus ward 1683 in Wien
eröffnet, 1686 folgte Regensburg und Nürnberg, 1687
Hamburg. Aber bis lange ins achtzehnte Jahr-
hundert hinein galt der Kaffee als Luxusgetränk.
Friedrich Wilhelm I. von Preußen hielt noch eine
Viersuppe des Morgens für gesünder und bekämpfte
den Kaffee nach Kräften.

Ein allgemeines Urteil über die Gasthäuser in Süd-
deutschland hat hundert Jahre nach dem obengenannten
Montaigne der gelehrte französische Benediktiner Ma-
billon abgegeben; er lernte sie 1683 auf einer archiva-
lischen Reise kennen. Dem ankommenden Gast reichten Wirt
und Wirtin zum Willkommen die Hand und führten
ihn in den Speisesaal, der im Sommer durch eine
Masse von Fliegen belästigt war. Ebensovien behagte
dem Franzosen der beizende Tabatsdampf. Das Brot
pflegte mit Bierhese und Fenchel bereitet zu sein, die
Kost mit Pfeffer oder sonst einer scharfen Würze durch-
zogen. Die Form der Betten war für den Franzosen
ungewohnt kürzer als der Körper und mit so vielen
Kopfkissen erhöht, daß man darin mehr saß als lag,
selbst im Sommer hatte man ein schweres Federbett
zum Zudecken. Beim Abreisen brachte der Wirt die
Rechnung auf der Tafel, wo sie mit Kreide geschrieben
war; er zählte den Gesamtbetrag der einzelnen Posten
zusammen, und der Gast mußte das auf Treu und
Glauben hinnehmen, wenn er sich nicht Grobheiten
zuziehen wollte.

Mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts be-
gann der Reiseverkehr lebhafter zu werden, junge
Leute der besser situierten Stände hielten es bald für
unerlässlich, ihren Bildungsengang durch eine längere
Reise abzuschließen. Damit stiegen auch die Ansprüche
an die Wirtshäuser. „Reisen ist eine Sache, so man
zeit seines Lebens nur einmal unternimmt“, sagt der
Bäcker des achtzehnten Jahrhunderts, Peter Ambros
Vehmann. Er kennt sehr gut die Rücksicht auf den
Beutel, rät aber trotzdem, nicht die schlechtesten und
geringsten, sondern die besten und vornehmsten Wirt-
shäuser aufzusuchen, weil man in den ersteren mehr
ausgezogen würde als in den guten.

Vor allem aber predigt er dem Reisenden die
Tugend der Vorsicht in den Wirtshäusern. Er rät
ihm, sich einen Wachsstock in einer blechernen Büchse
nebst einem fertigen Feuerzeuge anzuschaffen — davon
man sehr artige Inventionen habe — und nebst seinem
Gewehr des Abends vor sein Bett hinzulegen, um es
bei der Hand zu haben, wenn er es brauche! Der
Verfasser betrachtet also die Wirtshäuser seiner Zeit
durch die Bank wie Räuberhöhlen.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts findet ein
Reisender, daß die Wirtshäuser in Norddeutschland
bedeutend schlechter seien als südlich des Erzgebirges;
die Preise aber scheinen schon so ziemlich überall die
nämlichen gewesen zu sein; für einen Tag Verköstigung,
Kaffee und Thee eingeschlossen, und Uebernachten pflegte
man einen Thaler zu zahlen.

Vielleicht interessiert es den Leser, etwas über den
Auf der Wirtshäuser und Gasthöfe damaliger Zeit
in den zwei größten deutschen Städten zu hören. Das
oben angeführte Reisehandbuch von Vehmann nennt
als die vornehmsten Wirtshäuser in Berlin: „Bei
Herrn Doktor Gersheim in der Spandauer Straße,
in Herrn Doktor Schmidts Hause, item bei der Frau
Schönanerin, Monsieur Wilkens und Herrn Casan, in
der Heiligen Geist Straße (zur weißen Taube), Mon-
sieur Vincent in der Brüder Straße.“ Als billiger
werden empfohlen: in der Juden Straße in Cantius
Hause, in der Königsstraße in Kochs Hause. „Wer
aber zu menagieren (das heißt zu sparen) gedenkt,
logiert sich in den Vorstädten mit Pferd und Wagen
ein; so er kein Pferd bei sich hat, nimmt er ein Loge-
ment in der Stadt und speiset bald hier, bald da.“
In den Wirtshäusern kostete Kammer mit Bett und
Licht meist einen Gulden (1 Mark 70 Pfennig), ein
Privatzimmer unter den Linden monatlich 3—4 Thaler;
guter Mittagstisch zum Beispiel bei Ruffin in der
Poststraße acht gute Groschen, anderwärts war er
etwas billiger. Befremdlich sind die Klagen über die
Gasthöfe in Wien am Ende des achtzehnten Jahr-
hunderts. Ein Reisebeschreiber mußte im berühmtesten
Gasthof, dem „Goldenen Ochsen“, so hoch hinaufsteigen,
daß er glaubte, auf einen Turm zu gelangen. Vor der
ihm angewiesenen schwarzen Kammer ohne Luft, mit
der Aussicht auf Dächer um den Preis von 56 Kreuzer
täglich (1 Mark 60 Pfennig), nahm er sofort Reißaus;
doch traf er es dann im „Wilden Mann“ gerade nicht
besser, doch etwas billiger. Auch der Berliner Buch-
händler und Schriftsteller Nicolai, der bekannte Auf-
klärungsman, äußert sich in seiner großen Reise-
beschreibung wenig befriedigt über die Wirtshäuser
von Wien. Während in Hamburg zu jedem Gericht
nach englischer Art Messer und Gabeln gegeben wurden,
sei das in Wien nicht der Fall, dagegen finde der
Gast eine silberne dreizackige und eine stählerne zwei-
zackige Gabel auf dem Tisch zu beliebigem Gebrauch.
Nur die Löffel würden gewechselt. Die Küche findet
Nicolai in den meisten Speisehäusern nicht gut, die
Speisen seien sehr fett, aber fade und ungeschmackt.
In jedem Speisehaus bekomme man 4, 6—8 und mehr
Gerichte um einen festen Preis mit Auswahl inner-
halb der einzelnen Gänge. An einem Festtage habe
er so zum Beispiel für 45 Kreuzer bekommen Suppe,
Reispeise, Zupseise (Gemüse), Fisch, eine andre
Fasstenpeise und zuletzt gebratenen Fisch. Kein Fremder
pflege über ein paar Tage in einem Gasthofe zu
wohnen, denn nach allgemeiner Meinung seien diese
sehr teuer und schlecht. Noch während des Wiener
Kongresses 1814—1815 beklagte man sich allgemein über
das unzulängliche und teure Unterkunftsweisen in der
österreichischen Hauptstadt.

Die gute alte Zeit! Sie scheint doch mehr ein
frommes Märchen zu sein, als Wirklichkeit. Wenn
man sie im einzelnen betrachtet, so schwindet der
Nimbus gar sehr zusammen. Wie gewaltig das neun-
zehnte Jahrhundert an Wohlstand und Begehren fort-
geschritten ist, das zeigt vielleicht nichts andres so
deutlich als eine Betrachtung des Gasthofwesens in
der „guten alten Zeit“! Dr. F. G. Schulthess.

Gemsen an der Tränke.

(Bild S. 100.)

Wer immer das Hochgebirge bereist, sei es als Tourist
oder Sommerfrischler, will, wenn es irgend angeht, auch
einmal eine Gemse in Freiheit sehen. Dem unverdroffenen
Bergsteiger und Gipfelstürmer wird dieses Vergnügen
wohl öfter und in manchmal überraschender Weise zu
teil, während der Thalbummel nur in seltenen Fällen
und mit Hilfe seines Feldstechers oder Opernglas, wenn
Wetter, Ort und Tageszeit stimmen und die Gemse gerade
mag, sich dieses Alpenwild betrachten kann. Denn die
Gemse ist in Bezug auf Niederlassung und Aufenthalt
etwas wählerisch und konservativ. Sie wohnt durchweg in
höheren felsreichen Bergregionen; aber diese Plätze müssen
ganz so beschaffen sein, wie sie die Gemse liebt; es sind
dies zumeist Felsenvorsprünge, Steinfare und kleine
Felsenplateaux, die mit Rasenflächen untermischt sind und
auch im Hochsommer noch einzelne Schneeflecken ersehen



Gems an der Tränke. Originalzeichnung von Karl Wagner.



Verlassen. Nach dem Gemälde von Adolf Schiller.

lassen; daher kommt es, daß man häufig auf einer Bergseite keine Spur von Gensien findet, während sie auf andern Seiten in starken Rudeln getroffen werden. Besonders im Herbst sieht man nicht selten auf große Rudel, die abends oder am frühesten Morgen zur Tränke herabziehen und dann wieder langsam den steilen Bergrücken zwischen mächtigen Felswänden hinaufwandern. Bei dieser Gelegenheit gelingt es dem Touristen nicht selten, einen überraschenden Einblick in das Gensienfamilienleben zu gewinnen. Beim ersten Anblick meint man vielleicht, man habe es mit einer Herde Jungvieh zu thun, das langsam aufwärts weidet, — denn das Auge des Laien ist ja nicht so geübt wie der scharfe Blick des Jägers — aber bald erkennt man an den zierlichen Gestalten, an den graziösen Bewegungen, daß man Gensien vor sich hat, und nun kann man bei einiger Vorsicht sogar das muntere Treiben der edlen Tiere mit ansehen. Eine intime Annäherung dulden diese Höhenbewohner allerdings nicht, denn ihre „Obmänner“ sind bei allem Vergnügen überaus wachsam; sollten sie einen ungeladenen Gast, auch wenn er in der harmlosesten Weise sich nähert, erblicken, dann erfolgt der bekannte Warnungspfeif, und die ganze Gesellschaft wendet sich zur raschen Flucht. Das ist der schönste Anblick, den man dabei haben kann. Das geht pfeilschnell den steilen Hang hinauf, nun verschwinden sie in einer Künste: jetzt tauchen sie wieder auf, in tollem Zagen stürmt das ganze Rudel dahin, nun zeigen sich Hindernisse, ein tiefer Riß trennt das Terrain; aber schon fliegt die Anführerin in fühnem Satz hinüber, und hopp — hopp — hopp! folgen alle nach — alle gleich sicher, graziös, im prächtigen Bogensprung. Jetzt sind sie an einer Felswand angelangt; wie rötliche Punkte sehen wir sie sich an den Felsen hinaufarbeiten — dann sind sie plötzlich spurlos verschwunden, und nur die herabrieselnden Steine verraten, daß dort lebende Wesen den verwitterten Felsenboden berührt haben. Man muß die Gensie in der Bewegung gesehen haben, um ihre interessante Eigenart würdigen zu können, und dies hält für den Touristen nicht schwer, wenn er die Mühe nicht scheut, in höhere Regionen aufzusteigen.

Verlassen.

(Bild S. 161.)

Erst war's ein wahrer Märchenraum,
Das hohe Glück, sie faßt es kaum,
Daß er, der so von Stolz besetzt,
In ihr herabstieg, sie erwählt.

Sie weilt sich ihm so glückesvoll,
Ein jeder Tag ihm danken soll,
Und jeder Stunde Inhalt sagt:
Mein hoher Herr, bin deine Magd.

Du arme Frau, du schlechter Mann —
Das Glück zerhob, der Traum vertram;
Leicht wog der Ring, leicht wog der Schwur,
Die Welt ist weit, verweht die Spur.

Allein, verlassen! Großer Gott:
Des Elends Ventr, der Weider Spott;
Getäuscht, betrogen untagbar,
In Trümmern, was da heilig war.

Es wirbelt alles um sie her;
Der Arm so müd, der Kopf so schwer,
Die Stube öd, und drin die Not,
Der Sinn so wirr — das Herz so tot.

Sonntag vom Fenster aus!

Von

Tony Schumacher.

Ich bin ein Beamter! Nicht einer von den hohen, die das Wort „Geheimer“ oder gar „Exzellenz“ vor ihren Namen setzen dürfen — nicht einmal ein Rat —, sondern ich stehe noch auf einer der unteren Stufen der Leiter, und um von Zeit zu Zeit einmal ein Stückchen höher hinaufzukommen, was einer doch aus vielen Gründen anstreben muß, ringe, schaffe und schinde ich mich redlich das ganze Jahr. (Es ist nicht zu sagen, wie vieler zuckender, dackender und schluckender Bewegungen es bedarf, bis endlich wieder einmal so ein winziges kleines Intervall überwunden ist!)

Eine heiße Arbeitswoche lag hinter mir — es giebt neue Gesetze, wo auch der Niederste krausteinend zum Mithelfen berufen ist —, und da die Hitze in meinem Bureau die Luft etwas dumpf macht, und ich an Kongestionen leide, so hatte ich mich unbeschreiblich auf den Sonntag gefreut. Meine Alte — ich heiße sie so, obgleich sie eigentlich noch gar nicht alt ist — hatte ein Programm entworfen. Waldspaziergang in aller Frühe, — „es wird kein Unrecht sein, wenn wir einmal nicht in die Kirche gehen.“ — schaltete sie ein, denn sie hält darauf! Also: Gang in der Morgensühl, Lagern im weichen Moos —, ich kannte das Plätzchen, es war an einem murmelnden Bächlein, unter Tannen und Farnwedeln, so ganz fernab von allen Staubkaffen und bürgerlichem Geseh. . .! ach, wie mir dieses Wort über ist! Und dann wollten wir nach H., wo es den prächtigen Roten giebt, und Forellen essen. Einmal im Jahr können wir uns schon so etwas erlauben, da wir keine Kinder haben. Des

Nachmittags im Wirtsgarten spielte dann die Dragoner-musik — meine Frau sieht gerne hübsch gekleidete Damen —, und des Abends zur Heimkehr wollten wir uns einen Fialer spendieren. Ja, der Tag sollte gründlich ausgekostet werden, und ich schwelgte im Gefühl, dem Anblick des grün verschossenen Bureauvorhangs und der schweißenden Gesichter der Kollegen sowie ihrer stereotypen Wiße für vierundzwanzig Stunden entrinnen zu können. Und nun, wie ging's? Statt allem wachte ich — wohl auch von der insamen Hitze — mit einem Herzensschuß auf, der zum vollen Ausbruch kam, als ich's trotzdem erzwingen und in meinen Sonntagsrod fahren wollte!

„Sternkreuzdonnerwetter!“
„Aber Alter! Um Gottes willen — am Sonntag!“
sagte eine erschreckte Stimme.

Ich konnte nicht anders, — ich mußte mir Luft machen! Noch ein paar wütende, energische Bewegungen und Drehungen und das Endresultat war, daß die Hitze sich vollends festsetzte, gerade mitten im Kreuz, und eine halbe Stunde nachher laure ich mit ihr in meinem Lehnstuhl am Fenster, gestützt von Polstern und Sofaissen, und konnte nun meinen Gedanken nachhängen. Ins Bett hätte ich mich nicht gelegt, und wenn ich zu Grunde gegangen wäre!

„Zu was ist jetzt eigentlich der Sonntag, wenn man wieder im Zimmer hocken und schwitzen soll?“ fragte ich mich ingrimmig und zuckte zusammen, denn meine Frau hatte mir eben einen glühend heißen Umschlag unter den Rücken geschoben.

Ein Padträger, gegenüber an der Ecke, der schien auch Tribes zu verarbeiten. Er sah mißvergnügt, fast drohend auf die Scharen Menschen, die in die Kirche zogen, wischte sich mit seinem rotgewürfelten Sacktuche das Gesicht, und als er nachher über die Straße nach dem Gasthofe dort gepfeifen wurde, warf er die Gepäckstücke eines Reisenden so wenig rücksichtsvoll auf seinen Wagen und hauderte mit ihnen, wie abfichtlich, mitten unter die gepuhten Leute hinein, mit einem Gesichtsausdruck, der meiner eignen Stimmung entsprach:

„Immer am Karren — immer Lasttier!“
Meine Frau mochte mir meinen Unmut angemerk haben, denn sie kam schüchtern und fragte:

„Willst du nicht ein Buch?“
„Laß mich — zum Kuckuck!“ jagte ich, nicht gerade sehr höflich, und starrte mit steifem Genick wieder hinaus, denn es blieb mir nichts andres übrig.

Wir wohnen parterre und übersehen die ganze Straße. — Die Glocken läuteten, und die Kirchengänger fingen auch an, mich zu ärgern. Ich gehöre zwar sonst manchmal zu ihnen, aber heute war ich kritisch.

Was braucht die Apothekerin da drüben in die Predigt zu laufen und ihre vielen Kinder früh morgens der Magd zu überlassen, dazuhin wo sie noch ein krankes Kind zu Hause hat? Ich sah ein paar ungelammte Kinderköpfe an den Scheiben, ein paar Häufte, die sich balgten, und gleich darauf verließ die Magd mit einem Korb das Haus.

Der Rektor und seine Frau, die so gesucht einfach sich trägt und so glatte Scheitel hat, erschienen mir heute so scheinheilig, die Offiziersfamilie so bemüht! Von dem Schlossermeister weiß ich, daß er trotz seines ehrbar schwarzen Cylinders gar nicht ehrbar ist, und nur bei ein paar alten Weiblein und einem jungen Badfischchen, das fromm und andächtig sein Konfirmationsgegangbuch in den Händen hielt, glaubte ich an den Ernst der Gesinnung.

Aus der Haustür unter mir trat unser Dienstmädchen heraus, selig, voll Eifers, eine andre begrüßend, die außen wartete. Schmutz und hübsch sahen die zwei aus, und sie musterten auch sofort ihre Hüte und Blusen.

„Bis heute nacht eins hab' ich an meinem Sach' genährt.“ sagte die Wartende, eine junge Putzmacherin, die manchmal in unser Haus kam, und die unfreie hörte ich im Weitergehen erwidern:

„Fast wäre ich nicht fortgekommen, und ich hab' mir doch den weißen Unterrock noch in aller Herrgottsfrühe gebügelt, — der Herr hat das Reichen . . . aber Gott sei Dank, die Frau hat gesagt, ich dürfe doch!“ und wichtig liefen sie miteinander der Straße dem Bahnhof zu, sie waren aus einem Ort.

„Läßt du denn die Mine trotzdem heute fortgehen?“ wendete ich mich ärgerlich an meine Frau voll schlimmer Ahnungen der Unannehmlichkeiten eines „mädgelosen“ Tages.

„Ich habe es ihr schon so lange versprochen, einmal heim zu dürfen, zu den Eltern, sie hat sie seit Weihnachten nicht mehr gesehen, und es soll dir gewiß nichts abgehen. Männchen, alles ist im Hause, und ich Locke selber!“ war die halb mutig, halb etwas zaghaft klingende Antwort meiner Alten. Ich überwand mich und sagte nur ergeben: „Na also!“, denn was kann an einem so langen, öden Sonntag nicht alles vor kommen!

Richtig, es läutete schon, — hoffentlich die Post!

Ich erwartete Revisionsdruckbogen, mit denen hätte man sich doch die Gedanken vertreiben und für die nächsten Tage Zeit sparen können. Aber gerade heute kam nichts als eine Anpreisung von Kindermehl und ein Offert für Rotwein. Ich zerriß beides in kleine Fetzen, und dabei wünschte mir der Briefträger — er kam schon lange ins Haus — mit solch impertinenter Fröhlichkeit:

„Einen recht vergnügten Sonntag!“
Natürlich, der Kerl hatte heute frei, — nicht einmal eine Zeitung brachte er einem noch, seinen lumpigen Brief konnte man mehr erwarten, gar nichts, bei dieser verfluchten Sonntagshei . . .!“

„Aber Alter, du warst doch sonst so dafür.“ mahnte meine Frau vorwurfsvoll und verschwand dann in der Küche, es war auch Zeit dazu!

Zawohl war ich dafür, hatte sogar mehreremal in Vereinsführungen und im Wirtshause darüber zündend gesprochen, und es fielen mir wieder die rührenden Beweisgründe ein, die ich ausgeführt hatte, von: „dem erholungsbedürftigen Arbeiter, der bleichen, gekrümmten Näherin, dem überbürdeten Lieferanten, den auch am Sonntage geheften Wirtsleuten und den im ewigen Tretrad der Pflicht sich aufreibenden Postbeamten! Hatte ich das wirklich gesagt?“

Etwas unbehaglich drehte ich mich in meinem Stuhle zurecht, — „autsch“ — wie das wieder hineinfuhr, und mit einem heißen Kopf, beschäftigungslos, mußte ich eben sitzen bleiben, es war rein zum Verzweifeln!

Da drüben über der Gasse erschienen zwei kleine Mädchen, die ein noch kleineres Brüderchen behütend an der Hand führten. Heller Stolz leuchtete aus ihren Augen über die gesteihten Rosaröcke und die neuen Schuhchen, die das dicke Büschchen anhatte. Bei jedem Schritte hieß es:

„Wo sind die schönen Schuhe, wo?“ Eine vorübergehende Frau sagte:

„Ihr habt euch aber heut einmal fein gemacht!“ und die Kinder, die am Werktag nichts weniger als fein ausfahen, strahlten, und man sah, die frischen Sonntagskleider geben ihnen einen ordentlichen Halt.

Sonntagskleider — Sonntagsstimmung — Sonntagsgeraden! — Was kam da plötzlich so sonderbar über mich — ein Wehen aus ferner Zeit — und ich schloß ein bißchen die Augen! Wie war's doch, — keine Schule, ausschlafen dürfen, die Frühstücksbrezel und das wounige Gefühl, frei zu sein für einen langen, endlosen Tag! Freilich blieb es selten so schön! Der Mittag, das Spiel, die Geschwister, die zu schonenden Kleider . . .

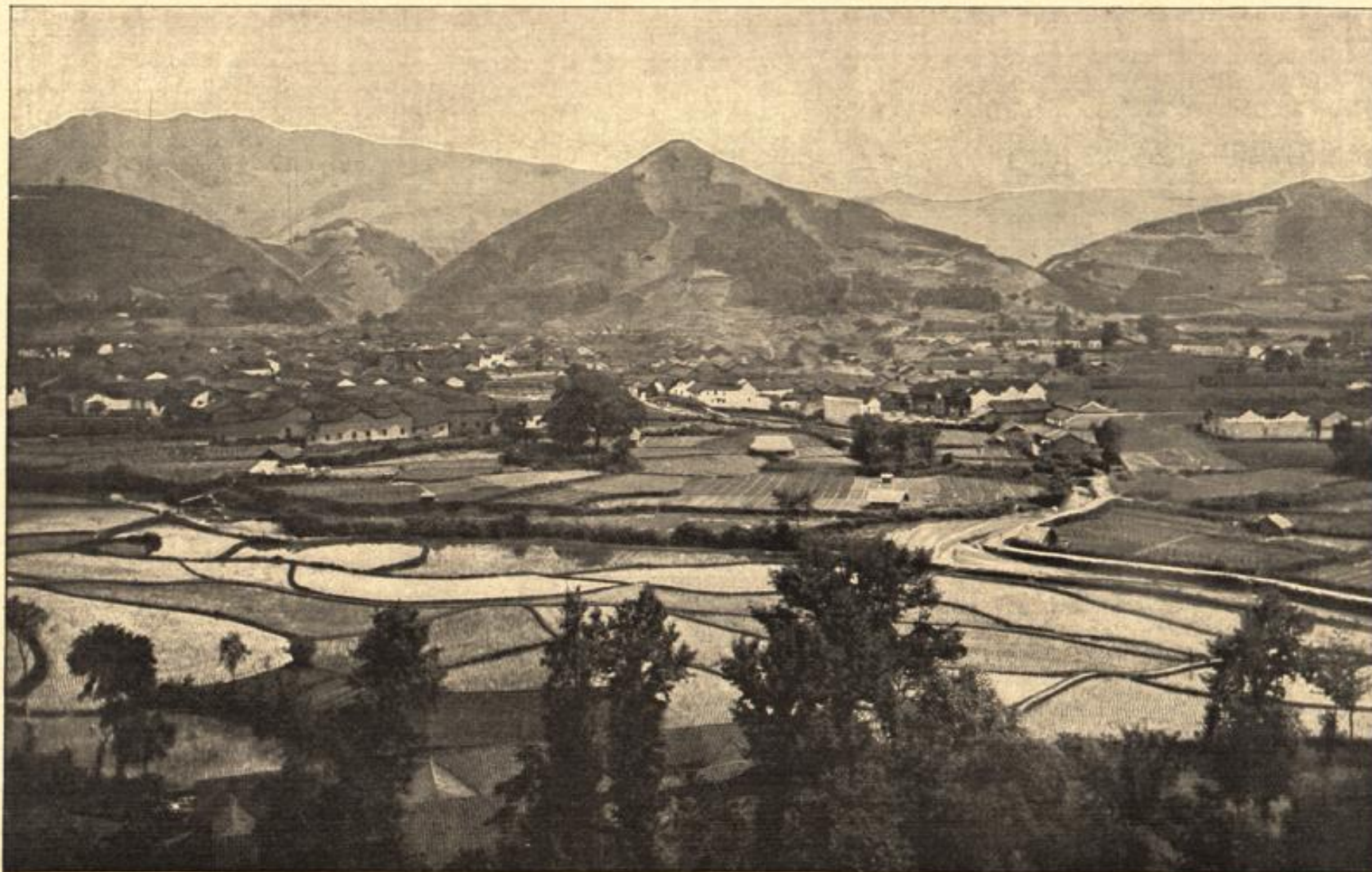
Ein dreistimmiges Aufschreien von der Straße her unterbrach mich in meinen Erinnerungen! Das Büschchen war mit den neuen Schuhen in die Gasse gepatscht, und die rosa Schwesterchen sahen entsetzt an den besprühten Rädern hinunter. Schluchzend, die Sache beisehend, sich heimwärts lehrend und doch oft wieder ängstlich stehend bleibend, zog die kleine Gesellschaft ab; — was wird Mutter sagen?

Alle irdische Freude ist doch recht unvollkommen und währt kurz! meditierte ich und kam fast zum Schluß, es wäre überhaupt besser, sich über nichts zu freuen. Aber da wurde ich von meinem Denken abgelenkt. Um die Ecke kam eine Familie — Herrgott, wieviel Kinder hatten denn die Leute? Eins auf dem Arme, zwei am Rod, zwei schoben ein Wägelchen, und zwei saßen drin. Die Mutter trug eine alte, schwarze Mantille und eine verblühte Blume auf dem Hut. Das Kleinste versank fast in einem wunderbaren, vor Steife aufwärts strebenden Spizenkragen. Die Mädchen hatten neue Strohhüte und der Stamthalter die ersten Höschen. Der Vater — es war unser Briefträger — grüßte mit strahlendem Gesichte herauf, und er sah aus, als wollte er sagen:

„Aber nicht wahr — so etwas? Das sieht man auch nicht alle Tage? Endlich ein Sonntag, wo ich's der Welt zeigen darf!“

Ich wendete mich herein, es klingelte wieder. Ängstlich horchte ich, wer käme, denn mein Umschlag sollte erneuert werden, und aus der Küche roch es brenzlich. Ach, die Kommerzienrats von oben! Meine Frau führte sie nebenan in den Salon, sie bedauerte so sehr, ihr Mann sei krank, und Kommerzienrats bedauerten auch, obgleich es ihnen im Grunde höchst gleichgültig war, ob ich zu Grunde ging oder mich wohl befand. Sie sprachen — ach, über wieviel ödes Zeug kann man doch alles sprechen — und meine Alte antwortete höflich verwirrt, und draußen brodelte und rauchte es, und als sie, nur um was zu sagen, fragte:

„Was werden Sie denn heute nachmittag beginnen?“ Da sprach der Vater von großer Hitze, die Mutter von unfreiem Menschengewühl, der Sohn von der kleinen Stadt, wo nichts „los“, und die Tochter davon, daß das Theater gegenwärtig zum „Sterben sei“, und alle vier waren einig darüber und beleuchteten dies Thema fast eine Stunde lang, daß es nichts Langweiligeres, Geisttötenderes überhaupt gäbe als so einen Sonntagnachmittag — „wo nicht einmal die Bäden



Anpflanzung einer Thee-Plantage in Kanton.



Thee-Ernte.



Abwiegen der Theeblätter.



Sortieren des Thees.

Zum Artikel: „Bei einer Tasse Thee.“

Anfangs wurde der Thee in England in der Weise besteuert, daß man die in Kaffeehäusern ausgeschenkte Gallone Thee (4,5 Liter) mit acht Pence belastete, und zwar deshalb so hoch (fast siebzig Pfennig), weil die Schenken leer zu werden begannen und die Zolleinnahmen für schwere Weine und Spirituosen zurückgingen. Die englische Regierung war mehr auf das Wohl des Staatsfiscals bedacht als auf das Wohlergehen der Bevölkerung, aber da die Kontrolle ein Heer von Beamten und Aufpassern benötigte, schaffte man die lästige Ausschanksteuer ab und legte einen Einfuhrzoll auf den Thee, der jedoch so hoch für die von Holland kommende Ware war, daß sich ein unglaublicher Schmuggel entwickelte. Wer auch konnte, freud eines Zolles sein, der das zweihundertfache des Wertes betrug? Selbst der patriotischste Brite nicht. Man nimmt an, daß, während kaum 800 000 Pfund zur Verzollung gelangten, über 400 000 Pfund vom Kontinent, namentlich von Holland aus, eingeschmuggelt sein mußten. Erst als Pitts Ministerium sich entschloß, den Theezoll auf 12 1/2 Prozent des Wertes zu ermäßigen und den Ausfall von 600 000 Pfund Sterling durch die Besteuerung von Fensterscheiben einbrachte, gewann der Theehandel Englands die Herrschaft. Während im Jahre 1784 die Ausfuhr der Ostindischen Compagnie aus Kanton 54 Millionen Pfund Thee gegen 135 Millionen Pfund der Holländer, Dänen, Schweden und Franzosen betrug — Deutschland war damals so gut wie seetot —, hatte das Verhältnis sich im Jahre 1800 in der Weise geändert, daß die englische Compagnie 229, die andern europäischen Nationen 38 und

die Amerikaner 7 Millionen Pfund verschifften. Jetzt liegt in England eine Steuer von sechs Pence (fünfzig Pfennig) auf einem Pfund Thee, und das ist auch genug für eine Ware, die an Ort und Stelle durchschnittlich 1—1,50 kostet.

In den Theepflanzungen Indiens und Ceylons ist den

chinesischen eine starke Konkurrenz erwachsen. Kundige sind der Meinung, daß das von der indischen Theestaude gewonnene Produkt das der chinesischen bei weitem übertrifft. Leider aber sind zu viele Theepflanzen aus China nach Indien gebracht, wo sie ausarten und den Ruf des heimischen Thees schädigen. Der Ceylonthee erfreut sich der einsichtsvollen, saubersten Behandlung, und da auf den Faktoreien Maschinenbetrieb eingeführt ist und die moderne Wissenschaft zu Rate gezogen wird, liefert Ceylon gleichmäßige, vorzügliche Theesorten zu billigen Preisen. Ein Orange-Pecco, wie ihn Hagenbel eingeführt hat, das Pfund zu drei Mark, entspricht weitgehenden Anforderungen in Bezug auf Aroma, vollen, milden Geschmack und Ausgiebigkeit. Der Thee muß aber richtig bereitet werden, Unkunde verdirbt das teuerste und beste Blatt.

Das zarte Aroma — der Theeduft — geht vollständig verloren, wenn der Aufguss nicht mit Sorgfalt hergestellt wird.

Ob das Wasser hart oder weich ist, darauf kommt es weniger an, als daß es genau im kochenden Zustande zur Verwendung gelangt. Weder vor dem Kochen noch nachher ist das Wasser zu gebrauchen; eins ist so schädlich wie das andre. Auch Wasser, das zu lange gekocht hat, liefert keinen guten Thee. Es ist durchaus notwendig, daß jedesmal frisches oder neues Wasser genommen wird, das heißt Wasser, das noch nicht über dem Feuer gewesen ist. Wasser, das zu lange kochte oder schon einmal aufgekocht war, erteilt dem Getränk seinen eignen faden, abgestandenen Geschmack.

Die Theekanne aus Metall muß, bevor man sie



Theemühle (zur Bereitung des Siegelthees).



Durchsieben des Thees.



Verpackung zum Versand.

in Gebrauch nimmt, eine Woche lang täglich mit bereits benutzten Theeblättern und heißem Wasser gefüllt werden, bis sie den Metallgeruch verloren hat. Bei Porzellantassen ist dies nicht nötig.

Will man Thee bereiten, so ist die Kanne durch heißes Wasser vorzuwärmen. Man gießt das Warmwasser aus, gießt den Thee hinein, schließt den Deckel eine Minute, damit die Blätter in dem heißen Dampfe sich aufrollen, und füllt nun Wasser auf, das eben zu wallen beginnt. Nach drei bis fünf Minuten wird der Aufguss in eine zweite vorgewärmte Kanne gegossen und aus dieser in die Tassen geschönt.

Läßt man die Blätter zu lange ziehen, wird der Aufguss herbe und für manche nervenaufregend.

Auf eine Tasse Thee rechnet man drei Gramm Blät-

ter, etwa einen schwach gehäuften Theelöffel voll. Man wäge auf der Briefwaage, wenn eine kleine Handwaage fehlt, die Blätter ab, um zu sehen, wie viel drei Gramm sind.

Zusätze von Vanille oder Zimmt erregen bei einem Theekenner Schauder und Entsetzen, und ebenso verweigert er den häufig beliebten Schuß Rum. Ohne Sahne und Zucker schmeckt er ihm am besten. Wer einen runden, vollen Geschmack liebt, nimmt etwas gute, ungekochte Sahne dazu. Die in Rußland beliebte Zitronenscheibe verdeckt ebenfalls das feine Aroma des Thees.

Vor dem Einkauf des Thees läßt man sich vom Händler Proben geben, bereitet von jeder einen Aufguss in einer Theetasse, indem man in jede genau ein gleiches Quantum Thee gießt, und probiert die Aufgüsse. Ist ein



Theebörse in Kanton.

Thee sehr aromatisch, aber nicht voll im Geschmack, so mischt man ihn mit einem Aufguss, der voll schmeckt, und merkt sich, wieviel Theelöffel Aufguss von dem einen zu dem andern gethan werden mußten, um eine tadellose Mischung zu erzielen. In genau demselben Verhältnis mischt man alsdann die vom Händler erworbenen Sorten und bewahrt sie in luftdicht schließenden Blechdosen auf. Jeder Theelöffel entspricht einem Pfund Blätter. Die gemischten Theesorten entwickeln ihre völlige Harmonie erst nach einigen Wochen. Deshalb lege man sich einen entsprechenden Vorrat an, um für lange Zeit einen trefflichen gleichmäßigen Thee zu haben. Der Thee ist gesondert von Speisen, Gewürzen aufzubewahren, da er jeden Geruch anzieht und festhält.

Nichtig bereiteter Thee, zumal solcher, der nicht zu lange zog, ist ein wahres Labfal, und allen zu empfehlen, denen Kaffee Beschwerden, zumal Herzbeschwerden, verursacht. Er erfrischt und regt gelinde an und macht vielen den Alkohol entbehrlich, und so viel Schlimmes man den Chinesen auch nachsagt: der Alkoholismus und noch mehr der Gambinismus, an dem Biertrinker leiden, kommt bei ihnen nicht vor. Die Einführung von Theehallen in großen Städten ist daher von mehr als einem Standpunkte aus zu befürworten.

Die Aerzte geben Kranken, die an Durst leiden, jetzt vielfach kalten Thee als Getränk, sowohl bei Tage als auch bei Nacht. Trinkwasser enthält des öfteren Krankheits-erregende, die zwar durch Abkochen getötet werden, allein abgekochtes Wasser schmeckt widerlich. Ein schwacher Theeabsud dagegen wird von den Kranken gern genommen und löst den Durst trefflich, wenn Sorge getragen wurde, ihn kühl zu stellen, und wo Limonaden, Fruchtsäfte, Wein mit Wasser zurückgewiesen wurden, fand er willige Abnahme. Deshalb sei hier besonders auf ihn hingewiesen als auf eine große Beihilfe in der Krankenpflege.

Auch ein erquickendes Getränk für die Reise in heißen Eisenbahnwagen läßt sich aus Thee bereiten. Man nimmt eine halbe Flasche Thee, eine halbe Flasche Rotwein und den Saft einer Zitrone. Der Zusatz von Zucker ist nicht ratsam, da Zucker den Durst nicht löst. Wer aber ohne Süßigkeit nicht auskommen vermag, gebe ein wenig daran, nur nicht zu viel. Es ist überraschend, wie belebend und erfrischend dieser Trank wirkt, der den Durst löst und nicht wie Bier neuen Durst erzeugt.

Auf Bällen ferner giebt es zur Abkühlung nichts Besseres als eine Tasse heißer Thee mit einem Schuß Rotwein darin. Es klingt freilich sonderbar, daß warmer Thee abkühlen soll, wer aber den Versuch macht, wird finden, daß nach einiger Zeit das Gefühl der Kälte eintritt, wogegen Eis, kalte Limonaden und gar erst kaltes Bier zwar wonnig kühl schmecken, aber in keiner Weise so erfrischend wirken wie der Thee mit Rotwein. Im Gegenteile, sie erhöhen und vermehren den Durst und können sogar durch ihre Kälte schaden.

Ueberhaupt befindet man sich gesundheitlich stets gut aufgehoben bei — einer Tasse Thee.

Peter Flott.

Roman

von

Felix von Stenglin.

21. Vielleicht morgen!

Eines Tages war Peter Flott gleich nach dem Morgentasse fortgegangen, um „seine Gedanken zu sammeln“, wie er sagte. Wovon diese Gedanken zerstreut sein sollten, da Peter die ganze Nacht hindurch geschlafen hatte, das wußte er wohl selbst nicht.

Als er zurückkam, saß Vene vorn am Fenster und nähte.

„Guten Tag!“ sagte Peter obenhin. Und nach kurzer Pause laut: „Ich habe guten Tag gesagt!“

Vene blinnte auf. „Was willst du denn? Ich habe ja geantwortet. Und übrigens haben wir uns ja erst vor einer Stunde getrennt. Es wundert mich überhaupt, daß du noch Notiz von mir nimmst.“

„Ich von dir?“ ... Peter stuchte. Er sah auf dem Tisch ein kleines Paket mit gelbem Postabschnitt liegen. „Aha, ein Manuskript!“ sagte er. „Rufte das auch jetzt kommen, da ich mich eben an die Arbeit setzen will! Natürlich ist der Vormittag zerstört.“

Gleich aber ertappte Peter sich bei dem Gedanken, daß es ihm gar nicht so sehr unangenehm sei, Grund zum Feiern zu haben. Seine Gedanken waren noch nicht genügend „gesammelt“.

Peter öffnete das Paket. „Mein Roman?“ sagte er. Und dann lachte er kurz auf; daß auch dies vergebens gewesen, traf ihn schwer!

„Da schreibt man nun so 'n Zeug zusammen, um dem traurigen Geschmack der Leute Rechnung zu tragen, und es war alles vergebens! Dieselbe Zeitung, die Frau Krümelbiers Erzeugnisse annimmt, weist meins zurück. Na ja! Nur immer zu!“

Er warf das Manuskript auf den Tisch und schritt heftig erregt im Zimmer auf und nieder. Dabei blickte er mehrmals auf seine Frau. Sie saß und nähte, anscheinend teilnahmslos, doch an dem Jucken ihres Gesichts, den Bewegungen ihrer Nasenflügel

konnte man wohl bemerken, daß sie nicht teilnahmslos war.

„Ich weiß, was du denkst.“ sprach Peter nach einer Weile. „Du denkst: Auch das kann er nicht mal! Die Krümelbier kann mehr als er. Und er ist doch wirklich zu nichts nütze!“

Er blieb vor ihr stehen. „Es war eine Sünde, daß ich die Sache geschrieben habe. Ich bin meinen Idealen untreu gewesen, das rächt sich immer. Ich kann eben diese Art Schreiberi für den Unterhaltungshunger des Publikums nicht ernst nehmen, ich kann's nicht. Ich habe an meiner Kunst gesündigt, und das ist meine Strafe!“ Und wieder wanderte er auf und ab und sann nach. Was jetzt thun? ... was? ... Dann blieb er stehen. „Vielleicht wenn man die Sache umarbeitete.“ begann er, „das Gute, was darin ist, benutze, damit die Mühe doch nicht vergebens war.“

„Schon wieder was umarbeiten?“ fragte Vene mit Erstaunen. „Ich bewundere deine Geduld. Du hast ja alle deine Sachen schon ein oder mehrere Male umgearbeitet.“

„Das ist richtig. ... Es wird später mal Verwirrung geben, wenn es darauf ankommt, das Abfassungsjahr jedes einzelnen Werkes festzustellen, die geistige Entwicklung läßt sich auf diese Weise schwer verfolgen.“

Peter stand da und sann vor sich hin, als wenn es keine Sorge gäbe als die, wie er den künftigen Literaturforschern die Feststellung seiner geistigen Entwicklung erleichtern könne. ...

„Sonst nichts gekommen?“

„Nein, wie gewöhnlich.“

Peter seufzte. „Und ich warte schon so lange auf Honorar für verschiedene kleine Sachen. Fortschiden kann man auch nichts von dem Früheren, weil es Porto kostet. Ich habe noch fünfundsiebenzig Pfennig. Und du?“

Vene zuckte die Achseln. „Ich hab' nichts mehr.“

„Hm. Na, vielleicht morgen.“

Das war seit längerer Zeit Peters Trost, wenn der Briefbote wieder nichts gebracht hatte. Vielleicht morgen! Und wenn er sich diesen Trost vorgesagt hatte, dann hatte er, wenigstens für vierundzwanzig Stunden, seinen Gleichmut wiedergewonnen.

So wollte er auch eben sich mit dem Mantel philosophischer „Burdigkeit“ bedecken, als Vene durch eine Bemerkung ihm dies unmöglich machte. Sie legte nämlich die Arbeit in den Schoß und sagte: „Du siehst doch wohl jetzt ein, daß es nicht so weitergeht!“

O, welche Gefühllosigkeit ihm gegenüber, nachdem er eben diesen Schmerz erlitten, welcher physischer Gleichgültigkeit den höchsten Zielen gegenüber sprach aus jenen Worten!

„Grade!“ sagte er heftig. „Grade muß es so weitergehen, ich muß die Hindernisse überwinden! Es ist traurig, sehr traurig, daß du, die du mir am nächsten stehen solltest, mich niederziehst auf meinem Flügel, anstatt daß du mich anspornt und alle Not, alle Entbehrungen mit mir teilst.“

„Ich denke, das thu' ich,“ erwiderte Vene ruhig.

Einen Augenblick war er stumm. Dann aber sprach er weiter. „Ja, weil dir nichts andres übrig bleibt!“

„Ich soll mich wohl noch groß danach drängen? Nein, weißt du, Peter, so viel Wert leg' ich auf die ganze Schriftstellerei nicht.“

„Leider, leider! Anstatt stolz zu sein —“

„Darauf, daß du alles zurückkriegst?“

„Alles! Diese Uebertreibung!“

„Na, die paar Sachen! Die haben sie vielleicht nur genommen, weil sie nichts Besseres hatten.“

Peter war empört. Seine Dichterehre war aufs größtmögliche angegriffen, und zwar von seiner eignen Frau O, das war schmerzhaft! Schriftstellerei! Dichterei! Beispiele fielen ihm ein. Diese profaischen Naturen, denen es das Höchste galt, wenn sie nur den Kochtopf immer reichlich gefüllt hatten, wenn sie nur regelmäßig ihr Wirtschaftsgeld empfingen. ... Wirtschaftsgeld! Schon dies Wort! Dies profaische, brutale Wort!

Mit erhobenem Haupte, die Hände auf dem Rücken, blieb Peter vor seiner Frau stehen. „Ich sehe wieder einmal, daß du mich nicht verstehst!“

„Ach, was ist denn da so schwer zu verstehen!“ sagte Vene.

Er stützte sich auf den Tisch und sah zu ihr hinüber. „So bist du der Ansicht, daß ich — kein Talent habe?“ Gespannt hing sein Blick an ihrem Gesicht.

„Ja, Peter, ich glaube wirklich, daß du kein Talent hast.“ sprach sie mutig.

Er lachte höhnisch auf. „Sehr gut! Ausgezeichnet!“

Er setzte seinen Weg durchs Zimmer fort. Wen hatte er eigentlich, der ihn verstand? Wer nahm wirklich Anteil an seinem Streben und Schaffen? Ein wahrer, geistig ebenbürtiger Freund war ihm nicht zu teil geworden. Es fehlte ihm an Verbindungen, an Gelegenheiten zum Anknüpfen. Und durch seine Mißerfolge war er menschenscheu geworden, so wenig

dies ursprünglich in seiner Natur lag, oder gerade deshalb. Wer hätte sich für seine Arbeiten heute noch interessiert? Ja, früher! Als er noch ein unverheirateter, unreifer Jüngling war, der Liebesgedichte machte und Geburtstagsoden, da hatte man ihm schon gethan und ihm eine glänzende Zukunft prophezeit. In welcher Brust hätte er heute ein Echo gefunden? Seinen Freund Ruppin hatte er aus den Augen verloren. Seinerzeit hatte die Mutter geschrieben, er wolle in Rathenow eine Heilanstalt errichten, also mußte ihm der Plan hier in Berlin wohl nicht gelungen sein. Tante Nötting lebte im Stift und wadelte mit dem Kopfe, außerdem war sie taub und hätte von seinen Dichtungen nichts verstanden. Die Beziehungen zu Krümelbiers waren sehr lockere geworden, der Verein „Wehmüt“ schien sich aufzulösen; es war kaum angebracht, sich Frau Malwine anzuvertrauen. Ein Stern nur winkte Peter, und dieser Stern wurde im bürgerlichen Leben Frau Reibbeisen genannt. Sie hatte den nach Peters Geschmack abscheulichen Namen Susanne — und doch! Auch diesem Namen ließ sich Poesie abgewinnen. Hatte Goethe nicht seine Lotte gehabt? Und was würde der Name Lotte bedeuten, wenn er nicht durch den Dichtergenius geweiht wäre? Susanne! Was reimte sich allensfalls darauf? ... In deinem Banne! Nicht übel! ...

Peter blieb stehen und sann über einige Verse nach, in denen er das eigenartige Verhältnis, das ihn mit dieser Frau verknüpfte, treffend wiederzugeben vermöchte. Eine anschwiegende Frau — o ja! Aber freilich mehr seelisch anschwiegend. Nun, das genügte ja auch —, wenn man nur gespürt hätte, daß sie auch anderer Wallungen fähig wäre! Er hatte ihr nun so manches vorgelesen, Skizzen, Gedichte und einiges aus seinem neuesten Roman, in dem er „wie in einem Spiegel das großstädtische Leben und Treiben zurückschauen“ wollte.

Und wenn er fertig war, sagte sie immer mit ihrer schwachenden Stimme: „Sehr schön!“ Es schien ihm das etwas wenig. Aber er war schließlich zufrieden. Dies „sehr schön!“ war ja alles, was ihm an Anerkennung übrig geblieben war.

Eine rätselhafte Frau! Er hat in romantischer Laune zu ihren Füßen gelegen und ihr Gedichte vorgelesen — sie haben dicht nebeneinander gestanden und zusammen in ein Buch gesehen, so daß ihre Stirnlöcher seine Schläfe berührten —, nie hat sie gezeigt, daß es ihr wärmer ums Herz wurde. ... Oder will sie es nur nicht zeigen? ... Er ist fast eifersüchtig, wenn er ihrer Ausgänge gedenkt, der geheimnisvollen Ausgänge, über die sie trotz aller Anspielungen keine Auskunft giebt. ...

Jetzt denkt er darüber nach, wie er denn eigentlich zu ihr steht und ob er denn wärmere Gefühle für sie empfindet? Er kommt zum Schluß, daß hier ein Fall vorliegt wie zu Zeiten der alten Minnesänger. Auch diese hatten sich eine „Dame“ erkoren, der sie ihre Dienste weihen, wenn sie auch ihre biedereren Hausfrauen daheim hatten, die wahrscheinlich oft ebenso wenig von Dichtung verstanden wie — Vene.

Er streifte seine Frau mit einem Blick, sie sah über die Arbeit gebeugt und nähte. Etwas wie Kühlung wollte ihn beschleichen. Doch dann erinnerte er sich wieder ihrer absprechenden Worte von vorhin. Und er kam sich so einsam, so einsam vor! ...

Peter hörte auf zu grübeln. Und jetzt eben kam ihm die Körperstellung zum Bewußtsein, in der er sich gerade in diesem Augenblick befand. Er stand sinnend, den Kopf ein wenig vornüber geneigt, wie auf einem Denkmal. „Schade!“ dachte er flüchtig. „So müßte man sich eigentlich photographieren lassen.“ ...

Er lächelte schmerzlich. Dann ging er an den Tisch, suchte in seinen Papieren, entnahm ihnen einige Blätter und wandte sich der Thür zu.

„Du willst doch nicht herübergehen?“ klang es da plötzlich hinter ihm. Er wandte sich um, seine Frau stand aufgerichtet da und blickte ihn mit angstvollen Augen an.

„Und warum soll ich nicht herübergehen? Ich bedarf der Anregung, der Anerkennung, und hier finde ich sie nicht.“

Vene legte ihre Arbeit auf den Stuhl und näherte sich ihrem Manne. „Das darfst du nicht, Peter!“ sagte sie heftig. „Immer drüben bei der Frau! Was sollen die Leute davon denken?“

„Was kümmern mich diese Philister! Ueber die schreit' ich einfach hinweg.“

„Auch über mich?“ Sie legte die Hand auf die Brust und sah ihm voller Spannung ins Gesicht.

„Aber, Vene, mach doch nicht solche Sachen! Und laß mich gehen.“

Sie klammerte sich an ihn. „Peter, ich kann es nicht mehr aushalten, es ist zu viel, Peter! Ich habe ja nichts gesagt, als du ein paar Mal herübergingst, ich vertraute dir ja. ... Aber jetzt geht es nicht mehr! Was soll denn daraus werden? Ach Gott, ich möchte aufschreien! Ein Jahr verheiratet und — so ... Peter! Liebst du mich denn nicht mehr?“

„Gewiß!“ antwortete Peter, aber in Gedanken war er schon drüben. Und der Kerger wirkte zu sehr noch in ihm. Sie sollte auch einmal sehen, wie es that, wenn man im Innersten verlegt wurde. „Laß mich jetzt und sei vernünftig!“ Wie kalt er das sagte! Sie ließ ihn, aber sie brach in Thränen aus. All der Jammer, die Enttäuschungen und nun noch dies. . . Endlich wollte es einmal Lust haben in ihr. Sie weinte herzzerbrechend.

Peter stand unschlüssig. Er hatte Vene kaum je so gebrochen gesehen. Es mußte ihr das alles doch sehr nahe gehen. Sollte er bleiben? . . . Aber wenn er nun blieb? Sie konnte und wollte ihm doch das nicht bieten, was er drüben fand. Und es wäre nur unerquicklich gewesen, wenn er geblieben wäre. Womöglich hätte er sich wandend machen lassen in seinen Bestrebungen. Neulich hatte Frau Hefserich, Venes Mutter, ihm einen Posten als Kontrolleur auf einem Spreedampfer verschaffen wollen und war empört gewesen, als er einfach ablehnte. Sklavendienste thun! Den ganzen Tag Billets abreißen! Und er! Das sollte er! . . . Und so war auch Vene. Am liebsten hätte sie ihn jetzt in der Sklaverei, grauem Klot mit Stern am Kragen und der „Dienstmütze“ auf dem Kopfe vor sich gesehen. . . . Mochte sie sich beruhigen, sich ausweinen! Er hatte auch seinen Stolz, sie hatte es noch nicht im entferntesten erfährt, was in ihm steckte. . . .

Die Thür ging. . . Vene hob den Kopf — er war hinausgegangen. —

Peter saß vor Frau Susanne und las. „Ist Ihnen etwas, werthe Frau?“ fragte er zart, seine Vorlesung unterbrechend.

„Ach, ich kann heute so schlecht zuhören!“ sagte sie. Was hatte sie nur? Sie war so unruhig. Wollte sie ihn los sein? . . .

„Vielleicht lesen Sie selbst? Darf ich Ihnen das Manuskript geben?“

Nun mußte sie schon. „Bitte!“

Peter erhob sich und ging auf den Zehenspitzen ans Fenster, um die junge Frau nicht zu stören. Ab und zu eine verstohlene Blicke auf die Lesende, um aus ihrer Miene den Eindruck zu erfassen. . . .

„Ich muß singen,“ dachte Peter, „oder nein, singen nicht, das stört, aber summen, leise summen, sanfte Klänge erhöhen die Stimmung!“ Und er summite eine getragene Melodie vor sich hin, um Frau Reibsen empfänglicher zu machen für das, was sie las. Aber er erzielte die entgegengesetzte Wirkung.

„Ach, bitte, nicht singen, das stört so!“ bemerkte die Leserin mißmütig.

Sofort schwieg er gehorjam still. Einige Knaben machten dicht vor den Fenstern Lärm. Peter klopfte empört an die Scheiben und drohte ihnen. Und wieder sah er sich besorgt um — jetzt war seine Freundin fertig. Hoffentlich ließ sie sich durch die kleinen unliebsamen Zwischenfälle nicht in ihrem Urtheil beeinflussen. Er lechzte nach einem lobenden Wort, wenn es auch nur das gewöhnliche „sehr schön!“ gewesen wäre!

Sie schwieg; sie sah verlegen in den Schoß, sie atmete tief. War sie so ergriffen von seiner Dichtung, daß sie kein Wort zu äußern vermochte? Er wollte ein Urtheil herbeizwingen, und so trat er denn näher, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und sagte: „Das Kapitel ist mir vielleicht nicht so gelungen. . .“ Er wollte ihren Widerspruch herausfordern.

Da hob sie den Kopf, eine plötzliche Eingebung schien ihr gekommen zu sein. Und sie sagte in ihrer sanften Weise: „Ich glaube auch.“

Das gab ihm einen gewaltigen, innerlichen Stoß. Nach Anerkennung lechzend, war er herübergekommen, und nun das? Er widersprach sich selbst, als er jetzt, sich umwendend, etwas gereizt erwiderte: „Ich hielt es zwar bisher für das Beste des Romans. . . . Dann mußte also alles, was ich Ihnen bisher vorlas, nichts taugen. . . . Da wäre es dann freilich besser, ich arbeitete daran nicht weiter. . .“

Sie sah mit ihren wasserblauen Augen zu ihm auf und bemerkte: „Ich glaube auch, Herr Flott —“

„So! hm!“

Er klammerte sich noch an eine letzte Hoffnung. „Und welche Stellen scheinen Ihnen denn nicht geeignet? Ihr offenes Urtheil wäre mir von Wert. . .“

„Ach, wenn Sie es nicht ablehnen, mir scheint das Ganze —“

Peter wußte kaum, wie er herübergekommen war. Da saß er nun in der Ecke des sogenannten Sofas und grübelte mit stieren Blicken vor sich hin. Weit die Augen aufgerissen, als ob er eine Diele nach der andern verschlingen wollte, starrte er zu Boden.

Eine solche Abfertigung, eine solche Demütigung von ihr! Von der einzigen, die ihn zu schätzen schien! Von Susanne! Wieder vergebens geschafft! Wieder das Herzblut hingegeben, um Kesseln zu ernten! . . . Ein schöner Gedanke übrigens, die auf dem Dunggoden des Herzbutes erwachsenen Kesseln! Man konnte dieses Bild gelegentlich verwenden. . . . Peter lachte laut auf,

so daß Vene, die ihn bisher nicht beobachtet hatte, sich erschreckt umwandte. Und nun erschraf sie über sein Aussehen noch mehr.

„Peter, was hast du?“

Da lachte er nochmals und noch höhniſcher und sagte: „Was geht's dich an?“

Bei sich aber dachte er: „So muß einem zu Mute sein, wenn man nach einem Schiffsbruch von der einzigen Planke fortgerissen wird und in die bodenlose Tiefe versinkt!“

Vene seufzte schwer. Kummer um die andre! Was es auch sein mochte, das that weh!

Sie sagte nichts mehr. Schweigend bereitete sie das Essen. Eine halbe Stunde verging, da betrat sie wieder das Wohnzimmer, um den Tisch zu decken. Noch immer saß Peter grübelnd in der Ecke. Wenn sie doch das Rätsel hätte lösen können! Warum hatte die Frau drüben ihn so an sich gezogen, wenn sie ihm nun solchen Kummer bereite? Warum?

Sie schwiegen beide bei Tisch, beide ihren Kummer im Herzen.

Vene dachte: Wenn er so von dir gehen konnte, als du ihm flehentlich batest, hat er keine Liebe mehr für dich!

Und Peter dachte: Wenn sie da drüben, die einst so Lobende, derartig vernichtend über dich urtheilt — wer wird dann noch auf deiner Seite bleiben?

Zwar suchte er sich damit zu trösten, daß sie vielleicht gerade über diese Arbeit kein Urtheil habe, auch stellte er sich vor, daß ja mit dieser einen Arbeit nicht auch seine sämtlichen andern beurteilt seien — auch er konnte ja einmal etwas schreiben, das nicht auf der Höhe stand.

Aber alles dies verfiel nicht mehr. Es war in der letzten Zeit zu viel auf ihn eingestürmt. Er fing an, seine gesamte schriftstellerische Thätigkeit zu verwünschen und den Posten eines Kontrolleurs der Dampfschiffahrt als etwas Nichts im Ernst, sondern gewissermaßen nur, um sich selbst zu verhöhnen. —

Zu diesem Schmerz kam, daß Peters materielle Verhältnisse wieder ungünstiger wurden.

Er sah sich versinken, untergehen, losgelöst werden von allem Hohen, von aller Bildung. Hin und wieder besuchte er noch die Universität, er hatte das Gefühl, sich festklammern zu müssen an das, was ihm von Wissenschaft und Kunst blieb, er wollte sich nicht fortreiben lassen von dem großen Strudel, der schon so viele mitgenommen hatte. Aber wenn er im Hörsaal saß, vernahm er kaum das, was von dem Professor gesprochen wurde. Er konnte nur selten jetzt seine Gedanken zu dergleichen sammeln. Er sah die aufmerksame Jugend um sich herum, der gehörte die Zukunft; er, so jung er noch war, kam sich vor wie ein Gescheiterter, wie einer, dessen Lebenszweck verfehlt war, ein um das wahre Daseinsglück Betrogener, ein Ueberflüssiger.

Eines Morgens, als Peter zu einer Besorgung das Haus verließ, sah er zu seiner Ueberraschung am Comptoirfenster des Herrn Reibsen einen jüngeren, sehr starken Mann mit schwarzem Schnurrbart stehen, der mit wenig freundlichem, sozusagen „inquisitorischen“ Blick Peters Hineinkommen beantwortete.

Aha! Herr Reibsen in Person, ohne Zweifel. Der Reisende in Blechen. Er war zurückgekehrt!

War deshalb Frau Reibsen leithin so zurückhaltend gewesen, weil sie ihren Mann erwartete? Allerdings, sein Werk hätte sie deshalb nicht so unbarmherzig zu verurteilen brauchen. Doch das mochte in der Verlegenheit, in der Angst geschehen sein. Die reizende kleine Frau! Und er war ihr in den letzten Tagen so ferngeblieben, hatte nicht einmal den Versuch gemacht, sie für einen Augenblick zu sprechen! Wenn sie sich etwas aus ihm machte, wie mußte diese Zurückhaltung sie verletzt haben! Eine förmliche Sehnsucht, sie wiederzusehen, ergriff Peter.

Mehrmals ging er ihr nach. Am dritten Tage endlich hatte er das Glück, sie in einer menschenleeren Straße zu treffen.

Sie ging vor ihm, einen Marktkorb am Arm, und unterschied sich nicht von den übrigen „einholenden“ Hausfrauen. Dennoch schien sie Peter von einem besonderen Zauber umweht. Eine wohlige Erregung packte ihn, als er sich ihr nun mit schnellen Schritten näherte.

„Guten Tag, Frau Reibsen! Wie geht es?“ Er lästete höflich den Hut.

Sie aber war erschrocken stehen geblieben und sah sich nun ängstlich um. „Ach Gott — Herr Flott —“

War das süße Verlegenheit beim Anblick des lange Ersehnten? Oder was war es sonst?

„Fürchten Sie nichts, Susanne!“ sagte Peter zart. „Hier sieht uns niemand. Gestatten Sie, daß ich Sie ein Stündchen begleite?“

Sie antwortete nichts. Den Blick zu Boden geschlagen, ging sie weiter.

„Welch ein Wetter!“ bemerkte Peter mit einem Ausblick an den blauen Himmel.

„Ja, wunderbar!“ hauchte Susanne.

Peter betrachtete sie von der Seite. Poetisch sah sie ja nicht aus, wie sie so unter ihrer Last mit ungleichen Schritten dahinging. Ueberhaupt stand ihr das Licht des Tages und der farblose, lange Regementel schlecht. Sie hatte eine unreine Hautfarbe, wie Peter jetzt zum erstenmal bemerkte, und ihre Lippen waren blaß. Er wurde ruhiger, als er so eine Weile unter alltäglichen Gesprächen neben ihr hergegangen war.

Aber sie? Sprach nicht alles dafür, daß sie ihn liebte? Trotz jenes harten Urteils? Vielleicht hatte sie nie das nötige Verständnis befaßt. Er wollte sich eine geistige Genossin schaffen, und es blieb nichts zurück als eine verliebte, unbedeutende Frau. Ja, verlobt! Hätte sie ihn sonst wohl zum Wiederkommen aufgefordert, gleich am ersten Tage, da er ihr näher getreten war, und aus freien Stücken? Jetzt natürlich hatte sie Furcht vor dem eifersüchtigen Mann und wartete doch vielleicht trotz aller Scheu nur auf den Augenblick, da Peter das Wort sprechen würde: „Ich liebe dich, und du mußt mein sein, aller Welt zum Troh!“ Das arme, kleine Frauchen! Es lag etwas so Rührendes in dem flehenden Blick ihrer Taubenaugen, die zu sprechen schienen: „Verlaß mich nicht!“

Peter kam zu dem Entschluß, daß er sie nicht verlassen dürfe.

Jetzt zwar mußte er sich von ihr trennen, denn die Segend wurde belebter, und die Begegnung mußte geheim bleiben. „Leben Sie wohl für heute!“ sagte er und reichte ihr die Hand, und dann flüsterte er bedeutsam die Worte: „Wir sehen uns wieder!“

Nein, er durfte ihr Vertrauen nicht täuschen, er durfte sie nicht verlassen! Nicht ganz verlassen!

Als Peter etwa hundert Schritte allein weiter gegangen war, trat ihm plötzlich Vene entgegen. Er prallte förmlich zurück — sie aber schien sich gar nicht zu wundern, daß sie ihn hier sah.

Er stotterte: „Wo — wo kommst du denn her?“

„Run und du?“

„Ich habe einen Spaziergang gemacht.“

„Ich auch.“

Sie nahm seinen Arm, und beide gingen nach Hause. Merkwürdig, daß er keine Gewissensbisse hatte! Ja, er wurde sogar heiterer. Er dachte über diese Erscheinung nach.

„Erlaube einen Augenblick!“ sagte er dann, zog sein Notizbuch und trug folgendes ein: Verpumpter Mensch. Von der Geliebten zur Gattin. Keine Reue, im Gegenteil Reiz des Wechsels.

Peter steckte das Notizbuch fort und bot Vene wieder den Arm, indem er sie über die Vorteile der Markthallen einerseits und der offenen Märkte andererseits zu unterhalten begann. —

An diesem Tage warteten sie wieder vergebens auf eine gute Nachricht. Als es dunkelte, setzte Vene sich auf das „Sofa“ und hing ihren Gedanken nach. Und nach einer Weile kam Peter heran, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. Wollte er sie trösten? Wollte er sich selbst Mut und Trost suchen?

„Für morgen haben wir kein Geld mehr,“ sagte Vene mit einem Seufzer.

„Laß nur!“ meinte Peter, ihre Hand drückend. „Geld ist ja doch nur eine Begleitererscheinung im menschlichen Leben, nicht die Hauptsache. Vielleicht kommt morgen früh etwas, und dann ist immer noch Zeit, für das Mittagessen zu sorgen. Der Geldbriefträger kommt ja um halb zehn. Am besten ist dann Schnitzel. . . . Und die Nacht über brauchen wir ja nichts.“

Vene seufzte abermals leise und lehnte den Kopf an Peters Schulter.

Und während Peter seinen Phantasien nachhing und sich Erträge seiner Arbeiten zusammenrechnete, die er baldigst erwartete (die Summen steigerten sich in solchen Fällen gewöhnlich während kurzer Zeit laminengleich in seinem Kopfe), gedachte Vene der Worte, die neulich Frau Pappler zu ihr gesagt hatte: „Ne, Vene, schlecht ist er nicht. Und dadrum mußte auch aushalten. Mit meinen guten Mann war auch mal so 'ne Zeit, und hat sich doch allens wieder gegeben. Wo die Liebe nicht ist, da ist es vergebens, aber wo die Liebe ist, da ist auch 'n Schutzengel.“

Ja, war sie noch da, die Liebe?

Als sie so still in der Dämmerung nebeneinander saßen, glimmte in beiden trotz allen Kummers die Hoffnung fort. Heute sah es trübe aus, wohl! Aber wenn heute die Sonne nicht geschienen hatte, so schien sie — vielleicht morgen?

22. Peter wird an die Luft befördert.

Die Gerichtsverhandlung wegen der drei toten Mäuse hatte mit einer Abweisung der Klage geendet. Siegesgewiß war die Partei Riegel im Gerichtsgebäude erschienen, um gänzlich gekniet die Stätte ihrer Niederlage zu verlassen. „Schon der Scherz mit den drei toten Mäusen zeugt keineswegs von Zartgefühl,“ hatte der Richter nach beendeter Zeugenvernehmung zu Herrn Riegel geäußert, „und dann wagen Sie es noch, eine

anständige Frau und Mutter von sieben Kindern" — der Richter sprach dies mit großem sittlichen Ernst. „die ihrer gerechten Entrüstung Lust macht, hier anzuklagen?“ Der Herr Richter war jetzt zum Schlusse wirklich warm geworden; die Freude darüber, daß diese Sache zu Ende ging und nur noch neunzehn Fälle übrig waren, mochte ihr Teil dazu beitragen. Das Aktenheft klappte zu, und „Weinberg gegen Delmann“ (Delmann hatte Weinberg eine Ohrfeige gegeben) kam an die Reihe.

Mit den geplanten „Enthüllungen“ des Herrn Kiegel war es auch nicht viel geworden. Allerdings hatte er bei passender Gelegenheit eingeflochten, daß der Herr Flott sich ja mehr bei der jungen Frau Reibsen als in seiner eignen Wohnung aufhalte, — doch der Richter hatte ihm die Rede gleich abgeschnitten. Immerhin war die Sache vor Gericht erwähnt worden, und daß diese Thatfache irgendwie zu Herrn Reibsen's Kenntnis kam, dafür sollte schon gesorgt werden.

Frau Grauslich empfing die Nachricht von der Niederlage mit tiefem Ingrimm, denn da sie sich erbotten hatte, alle Kosten zu tragen, so war sie eigentlich die Verurteilte. —

Es war am vierten Juli. Die Ferienzeit begann. Man rüstete sich zum Ausbruch, hinaus ins Freie, in die leuchtende Natur. Die Herzen so voll Lebensfreude, so voll Dankbarkeit gegen den Schöpfer aller Dinge! . . .

Peter und Vene hatten, um ein Mittagessen für heute zu ermöglichen, alte Flaschen beim Delikatesshändler und alte Zeitungen beim Schlächter verkauft.

Peter meinte, er witterte etwas. Es läge etwas in der Luft. Das vorige Mal sei die Miete wieder nicht pünktlich bezahlt, und da Herr Grauslich gemahnt habe, so könne er seinen Mieter jetzt an die Luft sehen. Vene stimmte diese Reden nicht heiterer. Sie bemerkte nur, daß sie morgen oder übermorgen mehrere größere Rechnungen bezahlt bekäme und dann die Miete zusammen habe. Auf ein paar Tage werde es wohl nicht ankommen.

Darauf begann sie sich und meinte, sie könne auch gleich einen Versuch machen. Sie kleidete sich schnell entschlossen zum Ausgehen an und ging.

Eine Viertelstunde mochte sie fort sein, als der Briefträger ins Haus kam. Er machte dem am Fenster stehenden Peter ein Zeichen, daß er etwas für ihn habe.

Peter ging aufgeregt und öffnete. Immer hoffte er auf günstige Nachrichten über seine Arbeiten. Gewiß bekam er Antwort auf eine seiner Einsendungen. . . Doch er wurde sehr enttäuscht. Ein eingeschriebener Brief. — Handschrift des Herrn Grauslich.

Aha!

„Sie haben daher die Wohnung innerhalb acht Tagen nach Empfang dieses Schreibens zu verlassen, hasten mir aber, im Falle die Wohnung unvermietet bleiben sollte, noch auf die ganze Dauer des Kontraktes für die Miete, das heißt bis zum ersten April nächsten Jahres. . .“

Gemein! Unverschämte! Mit Mühe hatte man sich gehalten, war man seinen Verpflichtungen immer wieder nachgekommen, niemals hatte man die Absicht befehlen, den Besitzer um das Seinige zu bringen, — und nun wurde man an die Luft befördert, bekam einen Fußtritt und konnte sehen, wo man blieb! Und ging die Sache schlecht, so hatte man doppelte Miete zu bezahlen bis zum ersten April, also volle dreiviertel Jahre! Vielleicht vermieteten sie mit Absicht nicht, um ihn recht zu schädigen!

Peter fragte sich, was Vene und er denn eigentlich gethan hätten, um dies zu verdienen? Sie waren bestrebt gewesen, mit allen Hausgenossen im Frieden zu leben, hatten geraten und geholfen, wo sie konnten, und nun begegnete man ihnen so!

Und wohin so schnell? Ermittelt! Auf's Pflaster gesetzt! Ehrlös gemacht! So weit war es gekommen!

Ja, hätte man Geld gehabt, da hätte man sich viel erlauben dürfen, und sie würden einem doch nichts haben thun können! Es überkam Peter ein förmlicher Ingrimm gegen alle Leute, die Geld hatten und damit einen Panzer gegen die Geschosse des Schicksals. War das Gerechtigkeit? Nein! Ungerecht ging es nun einmal in der Welt zu, das stand bombenfest!

Die Enterbten! Dies Kraftwort kam Peter plötzlich in den Sinn, und er gefiel sich darin, gegen alles und jedes, das da „Besitz“ bedeutete, leidenschaftlich aufzubegehren. Enterbt von der Vorsehung, der so ungemein parteiisch, ja! Das waren sie nun beide! Sie hatten alles gut gemacht, aber die andern machten alles schlecht. Die Verhältnisse, von diesen andern geschaffen, waren schuld an dem Jammer und Elend der einzelnen. Ah — wenn er doch ein Werk zu Stande brächte, in dem er mit flammender Begeisterung dieser Welt, dieser Gesellschaft, diesen Verhältnissen den Fehdehandschuh entgegenwarf! Jetzt fühlte er sich in der Stimmung, gerade jetzt! Dieses Lodern, diese Flammen festhalten, schüren, zum Himmel schlagen lassen!

In fieberhafter Erregung setzte Peter sich an den Tisch und entwarf den Plan zu einem Drama. Da stand der Titel schon: Die Enterbten! Und nun in großen Zügen die Handlung entworfen, die Einteilung entworfen. . .

Vene kam zurück und traf Peter vertieft in seine Arbeit. Flüchtig nur erwiderte er ihren Gruß. Da sah sie den Einschreibebrief.

„Was ist denn das?“

Peter hatte den Brief fast vergessen. Was kümmerte ihn das jetzt! Diese Kleinheit verschwand vor den Schmerzen um die ganze Welt, die er selbst in seinem Busen fühlte.

„Wir werden 'rausgeworfen,“ sagte er mit verächtlichem Ton und schrieb weiter.

Eine Weile hatte er noch so dageessen, ganz hingeworfen von der Idee und den Gedanken, die auf ihn einstürzten, — da hörte er hinter sich ein Aufschluchzen, das ihn veranlaßte, sich bestürzt umzusehen.

Vene saß auf einem Stuhl, hatte das Gesicht in die Hände gedrückt und weinte, wie Peter sie noch nie hatte weinen sehen. Das Weinen erschütterte ihren ganzen Körper, so daß sie sich kaum auf dem Stuhl zu halten vermochte.

Nun trat er näher und umfaßte sie.

„Aber so schlimm ist es ja gar nicht, lieber Schatz! Es giebt doch traurigere Sachen in der Welt. Wir sind jung und gesund und suchen uns eine andre Stätte. Um dieser niedrigen Menschen willen werden wir uns das Leben nicht verbittern durch Klagen und Jammern. So weine doch nicht mehr so!“

Da sprang sie auf und stieß ihn von sich.

„Laß mich!“ rief sie heftig. „Es ist zu Ende jetzt, ich will nicht mehr! Alles das andre, — und nun dies auch noch! Ich gehe zu meiner Mutter zurück, da bring' ich mich schon durch. Und du mußt sehen, wie du allein weiter kommst!“

Peter stand da und sagte diese Worte nicht. Eine ganze Weile sagte er nichts. Daß er sich allein durch die Welt bringen sollte, davor schreckte er nicht zurück, o nein! Es gab ja so viel Wege! Er konnte ganz billig in einer Schlafstube wohnen, in der Volksküche essen, — zu solcher Existenz würden ihm in Notfälle seine Einnahmen schon reichen. Aber der Gedanke, daß Vene von ihm gehen sollte, war ihm fürchterlich. Ihm war, als würde der eigentliche Lebensinhalt, die Lebenssonne ihm mit ihr genommen. Bis ins Innerste erschreckte und packte ihn diese Aussicht.

Er hielt ihre Hand mit aller Gewalt fest. „Vene! Nein, du darfst nicht von mir gehen. Ich will dir alles opfern, was du verlangst, ich wußte ja nicht, daß es dir so schwer war, — aber du sollst nun nicht mehr um Lohn arbeiten draußen, ich will allein für alles sorgen, ich allein!“ Mit großen Augen sah er sie an.

Vene stand und trocknete sich die Augen mit dem Taschentuch. Sie wollte ja gerne arbeiten, auch weiterhin, wenn er ihr helfen würde, die Last tragen. Und diese Zusage freute sie. Aber dies allein hätte sie so schnell nicht in ihrem Entschluß wandern machen können. Es war noch ein anderer Klang in Peters Worten, ein Klang, der ihr ins Herz drang wie Ostergloden.

Und nun stand er auf und umfaßte sie und bat. . .

„Ach, Peter, sprich doch nicht so!“ meinte sie. „Ich bin dir ja doch gleichgültig geworden.“ Ihr Herz klopfte vor Erwartung.

„Nein,“ sagte er ernst, „du irrst dich, Vene. Wenn es dir manchmal so schien, so muß ich dir wohl Ursache gegeben haben. Verzeih mir das, bitte! Du bist trotz allem das Liebste, was ich auf der Welt habe. Und wenn du mich noch willst —“

„Ach Peter, was sagst du da! Du solltest doch wissen —“

Er preßte sie an sich. „Dann hat's keine Not!“ —

Sollte sie ihm glauben? . . . Sollte sie ihm nicht glauben? . . . Er hatte doch anscheinend so offen und ehrlich gesprochen. . . Ja aber die Thatfachen! Diese Beziehungen zu der jungen Frau drüben! . . . Dagegen konnte sie doch unmöglich ihre Augen verschließen! . . . Nein, so recht beruhigt war Vene noch nicht, und manch geheimer Seufzer stieg in Gedanken an diese Frau in ihr empor.

Am nächsten Vormittag arbeitete Vene eifrig an einigen neu bestellten Sachen — Peter war fortgegangen, um sich nach Wohnungen umzusehen — als sie durch anhaltendes Klingeln emporgeschreckt wurde. Sie öffnete, und Frau Reibsen stürzte mit verstörtem Gesicht herein.

„Ach, helfen Sie mir, Frau Flott! Ach, er schlägt mich tot, Frau Flott! Zwei Stühle hat er schon entzwei geschlagen! Und jetzt will er Ihrem Mann zu Leibe! Er ist ja so gräßlich eifersüchtig! Was machen wir nur?“

Sie faßte Venes Hand und drückte sie krampfhaft. „Kommen Sie, wir wollen beraten! Und Sie müssen mir helfen!“

„Ich?“ Vene war eigentümlich berührt von diesem Austritt. Jetzt kam ihre Nebenbuhlerin, um deretwillen sie so viel Kummer hatte erdulden müssen, zu ihr und

bat sie um Hilfe! Sie löste langsam die Hand aus der ihrer Nachbarin. Noch einmal drangen alle Qualen in ihr empor.

„Ich Ihnen helfen? Wie kam' ich denn dazu!“

„Ach, sind Sie grausam!“ Frau Reibsen trocknete ihre Thränen und sah ängstlich nach der Thür.

„Warum fangen Sie denn erst mit meinem Mann an? Glauben Sie, daß mir das gleichgültig war?“

Erstaunt sah Frau Reibsen durch ihre Thränen auf die andre. „Aber das war ja so harmlos! Er las mir ja nur immer was vor. Ich mochte es ja eigentlich gar nicht —“

„Sie — mochten es nicht? Ja — —“

„Ich — ich wagte nur nicht, ihn fortzuschicken —“

„Ja aber —“ Venes Augen blickten gespannt auf die junge Frau da vor ihr — „liebten Sie ihn denn nicht?“

„Aber nein, Frau Flott, gewiß nicht! Psui, wie können Sie so etwas von mir denken!“

„Erlauben Sie! Psui brauchen Sie deshalb nicht zu sagen!“

„Na, ich meine ja nur.“

„Und Sie haben sich nicht mit ihm getroffen, wenn Sie stundenlang fort waren?“

„Gewiß nicht.“

„Ja, was hatten Sie denn immer auswärts zu thun?“

„Ihnen will ich es sagen, ich mochte es keinem — und mein Mann darf es auch nicht erfahren — Er hielt mich so knapp, und — da hab' ich Stidereien gemacht für ein Geschäft — es kostete ja doch jeden Tag — aber sagen Sie es nicht meinem Mann, ich bitte Sie!“

„Aber wie kann man solche Angst vor seinem Mann haben! Und das ist doch nur ehrenvoll, das brauchen Sie doch nicht geheim zu halten —“

„Sie kennen meinen Mann nicht. Er wäre gleich in das Geschäft gelaufen und hätte Skandal gemacht und mir den Verdienst verscherzt.“

Nun kamen Vene die Thränen. „Wenn Sie es nicht mochten, warum haben Sie ihn denn immer wieder ermuntert, denn sonst hätte er sich doch nicht einbilden können —“

Frau Reibsen faßte Venes Hand. „Ich will's Ihnen gestehen, zu Anfang bin ich unvorsichtig gewesen. Den Tag, als er auf dem Klavier dies Lied gespielt hatte, fürchtete ich mich, allein zu bleiben, ich dachte, die Frau Grauslich oder die Lehmann würden mich in meiner Wohnung überfallen, und da hab' ich über seine Arbeiten mit ihm gesprochen, weil ich dachte, das würde ihn am ersten fesseln, und er blieb ja dann auch ein Stündchen, bis ich mich beruhigt hatte. Und am nächsten Tag —“ Frau Susanne blickte verlegen zu Boden.

„Na, was war denn da, am nächsten Tag?“

„Es war Unrecht von mir, ich — ich bat Ihren Mann, zu einer bestimmten Stunde wiederzukommen, aber nicht wegen — na, Sie wissen schon — sondern weil ich jemand erwartete —“

„Weil Sie jemand erwarteten? Ja, wen denn?“

„Meine — Schneiderin.“

„Ihre Schneiderin?“

„Ja —“ Frau Reibsen wurde immer verlegener — „ich — ich hatte nicht so viel Geld da, und — und hatte die Schneiderin doch bestellt, weil ich das Kleid gern haben wollte, — und die Leute sind immer so komisch, wenn sie Geld erwarten, mir ist das so peinlich, — und ich dachte, Ihr Mann würde es nicht merken —“

Vene lächelte. „Und da hat mein Mann wohl —“

Frau Reibsen blickte wie um Verzeihung bittend zu Vene auf, während sie sagte: „Er war so gut und hat gesagt, ich wäre nicht zu Hause und hat das Kleid abgenommen. . .“

Jetzt lachte Vene laut auf, faßte den Kopf Frau Susannes, zog ihn an sich und küßte sie auf die Wangen. „Nein, daß Sie's so faustdick hinter den Ohren haben, das hätte ich ja nie geglaubt!“

Ja, nun wollte sie mitgehen! —

Manche Menschen kommen nie aus der Aufregung heraus. Zu diesen gehörte Herr Willy Reibsen, der Reisende in Blechen. Der Vorname Willy war so unpassend für ihn wie nur möglich, er schließt etwas so Sanftes, Bescheidenes, Harmloses in sich, und das gerade war's, was Herrn Reibsen durchaus fehlte. Ob der Umgang mit Blechwaren dazu beigetragen hatte, seinen Charakter in so kantiger Weise zu entwideln? Nicht unmöglich. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Ich denke mir, ein Reisender in Blechenseife müsse ein friedfertiger Mensch sein.

Genug, Herr Willy Reibsen fand in allem einen Hafen. Auf der Reise hatte er nicht nur an seinen Mitreisenden, sondern auch an der Art der Beförderung, an Zug- und Bahnhofseinrichtungen, ja an der Gegend draußen immer etwas auszuheben. Kaum jemand nahm wohl das Beschwerdebuch so oft in Anspruch wie Herr Reibsen. In den Gasthöfen fürchtete man sich vor



Zur Erzählung: Der telephonische Thamerl. Von Rudolf Greinz. Originalzeichnung von Th. Kleehaas.

ihm, denn Zimmer, Speisen und Bedienung bestanden selten vor seinem strengen Richterauge.

Als Herr Reibsen nach Hause gekommen war, gewahrte er sehr bald einige „Verdachtsmomente“. War seine Frau still, so fragte er argwöhnisch, ob sie vielleicht irgend einen Grund habe, seine Gegenwart als lästig zu empfinden? Und wenn sie geschäftig hin und wieder ging, sah er darin einen „Versuch“, die innere Stimme zu betäuben“. Als nun die Enthüllung der Frau Lehmann vor Gericht: der Herr Flott sei ja mehr drüben bei der jungen Frau Reibsen, als in seiner eignen Wohnung anzutreffen, ihm von wohlmeinender Seite alsbald „gestedt“ wurde, da war begreiflicherweise die Glut der Eifersucht in ihm zu hellen Flammen angefaßt worden.

Es wurde Vene trotz ihrer Furchtlosigkeit nicht leicht, mit dem Herrn fertig zu werden.

„Die Herren Schriftsteller, ja ja!“ rief er in bellendem Ton aus, als auf Peter die Rede kam. „Ich kenne sie! Immer die öffentliche Meinung vergiften, um selbst Profit daraus zu schlagen. Ich verachte das ganze Gesindel! Ja! Ja!“

„Wollen Sie denn nicht wenigstens eine ruhige Auseinandersetzung mit anhören?“ fragte Vene.

„Ich bin ein Feind aller Auseinandersetzungen!“ erwiderte er. „Gewöhnlich sind sie nur dazu da, den Thatbestand zu verschleiern.“ Er blickte auf seine Frau. „Sehen Sie! Ein Bild der Angst. Das nennt sich eine Thatfache! Wozu da noch Auseinandersetzungen? Sagen Sie mir, wo er ist, damit ich ihn zermalmen kann!“

Vene wurde nun sehr deutlich. Die Gewißheit, daß ihre Befürchtungen unnötig gewesen waren, erhöhten ihre Kampfeslust. Und schließlich gelang es ihr wirklich, den mißtrauischen Herrn davon zu überzeugen, daß es sich nur um albernes Gerede handle. Wenigstens wurde er stiller, und es machte den Eindruck, als ob ein gereiztes wildes Tier sich soeben zu beruhigen beginne. Diesen Augenblick benutzte Vene, um zum Angriff vorzugehen und Herrn Reibsen Vorhaltungen zu machen. Sie erzählte trotz des angstvollen Widerspruchs seiner Frau von deren Geldnöten und Stickerarbeiten, sowie von ihrer Sorge, der Mann könne ihr die kleine Erwerbsquelle durch sein Benehmen wieder verstopfen. „Aber so sind die Männer! Darüber gehen sie gedankenlos weg, und wenn dann die Frau um ihrer paar Handschuhe und Schleifen willen auf geheime Schliche kommt, dann wundern sie sich und sind wohl gar empört... Während Sie in seinen Gasthöfen dinierten und Wein tranken und bei den Karten ganz unnützerweise Geld verloren — man weiß ja, wie die Herren Reisenden es machen —, da ging Ihre Frau ins Geschäft und verdiente sich mit ihrer Hände Arbeit das, was Sie ihr vorenthielten!“

Ja ja, an dergleichen war Herr Reibsen nicht gewöhnt. Scheu sah er Vene von der Seite an. „Es ist mein Unglück, daß ich immer verreisen muß,“ bemerkte er zu seiner Entschuldigung.

Als Peter nach Hause kam, brachte seine Frau ihm schonend bei, was sie von der Nachbarin vernommen hatte.

Peter ging im Zimmer auf und ab, stieß mit dem Fuß an ein Stuhlbein, das ihm gar nicht im Wege stand, und blickte schließlich anhaltend zum Fenster hinaus. Darüber, daß diese Frau Susanne ihn nicht liebte, daß er ihr ganz gleichgültig war, kam er sehr leicht hinweg. Aber daß die ganze Kunstbegeisterung erlogen, erheuchelt gewesen war, ja, daß dies Weib ihn und seine Kunst mißbraucht hatte, um sich von ihrer Schneiderin ein Kleid zu erschwandeln, das erfüllte ihn mit Ingrimm.

Vene näherte sich ihm. „Wollen wir noch etwas fortgehen? Vielleicht zu Mutter?“ Sie hatte das Bedürfnis, irgend einen lieben Menschen zu umarmen. „Nein,“ erwiderte er scharf. „Ich gehe überhaupt einstweilen nicht mehr aus. Auf dieser Seite kann ich wegen des Kaufmanns nicht entlang gehen, auf der andern nicht wegen des Bäckers. Dazu die Schande, daß man ermittelt ist... ich werde zu Bett gehen und einstweilen nicht wieder aufstehen...“

Dennoch stand Peter am nächsten Morgen auf und ging auf Wohnungssuche.

Als er wiederkam, konnte er eine gewisse Aufregung nicht verbergen. Er ging auf und ab, fuhr sich mit der Hand durch die Haare und blieb dann schließlich vor Vene stehen.

„Ich habe mir eben etwa zwei Mark verdient,“ sagte er.

„Du? Wie kommst du denn dazu?“

Er setzte sich neben sie. „Also ich gehe durch die Potsdamerstraße und bemerke, wie ein Herr festgenommen werden soll. Ich höre durch die Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Schuhmann, um was es sich handelt. Er hat in einer Weinstube nicht bezahlen können, dann Streit mit dem Wirt bekommen. Der Wirt holt einen Schuhmann, und der erkennt in dem Herrn einen Hochstapler, den man schon längere Zeit sucht. Ich also schleunigst zum Lokalanzeiger,

schreibe eine Notiz darüber nieder, zwanzig Zeilen, macht zwei Mark. Hätte ich die Notiz gleich vervielfältigen können und sie allen Zeitungen gegeben, dann wären vielleicht zwölf Mark herausgekommen... Merkst du nichts?“

„Natürlich merke ich was. Du willst Reporter werden.“

Peter erhob sich und klopfte Vene auf die Schulter. „Siehst du, auf diesem Gebiete fehlt's. Zuverlässige Kräfte, anständige Elemente. Natürlich im großen. Aber man muß auch Ereignisse wie dies heute mitnehmen.“ Nachdenklich ging Peter auf und nieder.

„Auf dem Rückwege schon rang ich mit diesem Entschluß. Jetzt bin ich entschlossen. Was Streben und Wissenschaft! Ich habe genug gestrebt, und es hat mir nichts genutzt. Und mit Fußtritten soll mir keiner wieder begegnen. Man muß dieser Bande Menschheit die Zähne zeigen, muß sich zur Wehr setzen, sich eine derartige Stellung verschaffen, daß sie einem nichts anhaben können.“

Vene freute sich über Peters Entschlossenheit. „Es giebt ja doch Leute, die viel Geld damit verdienen,“ sagte sie.

„Freilich! Jeden Tag nur eine gute Notiz, und ich kann existieren. Und das Gute, es ist kein Anschaffungskapital dazu nötig. Man sagt: ich will es werden, und man wird es.“

„Wenn du glaubst, daß es dich befriedigt, Peter? Daran mußt du ja natürlich auch denken.“

„Wenn ich Geld verdiene? ... Pah!“

„Du sprichst jetzt ganz anders.“

„Man wird so.“ Peter malte nun das Zukunftsbild weiter aus. „Ich habe kennen gelernt, damals beim Residenzblatt, was der Sache fehlt. Die wenigsten Reporter verstehen klar und interessant zu schreiben. Es sind da große Reformen nötig, und es wäre verlockend, bahnbrechend vorzugehen, den ganzen Stand der Berichterstattung auf eine ungeahnte Höhe zu heben, einen besseren Ton in den Zeitungen anzubahnen und der deutschen Sprache zu nützen.“ Peter schwelgte bereits im Gedanken an die hohen Verdienste, die er sich erwerben würde, und ging in Gedanken die Reihe der „Reformen“ durch, die er allmählich, aber mit Energie einzuführen in der Lage sein würde.

Vene machte einen Einwand. „Würde es aber nicht sicherer sein, wenn du wieder in eine Buchhandlung einträtest?“

Unwillig erwiderte Peter: „Nein, nein! Meine Freiheit kann ich und darf ich nicht aufgeben. Die Möglichkeit, auf dichterischem Gebiete etwas zu leisten, muß mir bleiben!“

Er sagte das so bestimmt, daß Vene nichts darauf entgegnen mochte. Aber es kam sie doch etwas wie Vagen an. Der Zukunftsbau schien ihr mit einem Mal unsicher, und ihre frohe Zuversicht verminderte sich.

Vielleicht würde dies noch mehr der Fall gewesen sein, wenn sie Peters Gedanken erraten hätte. Diese schweiften schon weit über die nächste Zeit hinaus. Er sah sich im Besitz einer wohlgeleiteten Nachrichten-Korrespondenz mit einer gesicherten Einnahme. In seinen Geschäftsräumen saßen seine Angestellten und erledigten die von ihm angegebenen Arbeiten. Voten mit geschmackvoller Uniformmühe, die ihnen etwas Amtliches gab, trugen seine Berichte aus, er selbst aber widmete sich dann, nachdem er das Geschäft so vortrefflich eingerichtet und in Gang gebracht hatte, wieder mit frischen Kräften dichterischen Werken. Es war ja richtig, daß er bisher nicht viel geleistet hatte. Aber weshalb? Weil die Sorge ihn zu sehr gefangen nahm.

Während seiner Zeit am Residenzblatt hatte er zwar auch nichts Großes geschaffen, das aber war, weil er sich in Sclavenfesseln befand. Und deshalb verschmähte Peter auch jetzt jede feste Stellung. Welch greuliches Wort: Feste Stellung! Zum Uebelwerden! Nein, sein eigener Herr wollte und mußte er bleiben! ... Und wenn er damals am Residenzblatt nicht genügend geleistet hatte, so sprach auch noch ein zweiter Grund mit: er war damals mitten in seiner Entwicklungsperiode gewesen. Jetzt war er reifer geworden, hatte das Leben kennen gelernt.

Peter geriet, indem er sich diese Zukunftsbilder vormalte, in gehobene Stimmung. Während Vene eine gewisse Beruhigung in dem Gedanken fand, daß er nun wirklich etwas Praktisches unternehmen werde, floß Peters Heiterkeit aus der gewissen Hoffnung, dieses praktische Unternehmen, das noch gar nicht begonnen war, später einmal wieder aufgeben zu können. — Eine Wohnung zu finden, war nicht leicht. Eben war das neue Vierteljahr angebrochen, und die besten Wohnungen waren vermietet. Dazu kam, daß es den Hausbesitzern, bei denen Peter anfragte, nicht verborgen bleiben konnte, weshalb er so plötzlich seine Wohnung verlassen mußte. Und da waren sie vorsichtig. Am dritten Tage aber schloß Peter den Vertrag in der Grunewaldstraße an der Grenze von Schöneberg ab. Die Idee, eine größere Wohnung zu nehmen in Rücksicht auf die wahrscheinlich bald nötigen Büroräume, wurde schließlich doch verworfen, und Peter begnügte

sich mit einer billigen Behausung von Stube, Kammer und Küche drei Treppen hoch nach dem Hof hinaus.

Der Wirt, Herr Tillmann, kam Peter von Anfang an mit dem nach Lage der Dinge begreiflichen Mißtrauen entgegen. Er war „Bubiker“, das heißt Gastwirt gewöhnlicherer Sorte, gewesen und daher daran gewöhnt, seine Mitmenschen im Punkte der Zahlungsfähigkeit mit größter Vorsicht zu betrachten. Den grauen Kopf mit dem grauen Schnurrbart und dem Fuchsausdruck noch tiefer in die breiten Schultern ziehend als gewöhnlich, schlurste er auf seinen Pantoffeln an den Schrank und gab Peter sein Vertragsformular hin. Dieser las es der Form wegen, war aber darauf vorbereitet, all die bekannten Bestimmungen blindlings zu unterschreiben. Irgend welchen Widerspruch zu erheben, war ja ganz zwecklos, denn er mußte durchaus in wenigen Tagen eine Wohnung haben. Wieder der Fluch der Mittellosigkeit! In solcher Lage mußte man sich alles gefallen lassen. Doch als Peter so die verschiedenen Bestimmungen überlas, fand er mehrere, die ihm noch unbekannt waren und die ihn ganz und gar in die Hand des Wirtes geben mußten, so daß dieser jeden Tag, wenn ihm irgend etwas an seinem Mieter nicht mehr gefiel, Peter den Stuhl vor die Thür setzen konnte.

„Die Bestimmungen hier in Paragraph 16—20 sind doch etwas sehr scharf,“ bemerkte er.

Herrn Tillmanns Kopf verschwand fast zwischen seinen Schultern. Er lächelte — wie Peter sich gestand: teuflisch — und erwiderte: „Ich habe drei verschiedene, das ist der schärfste.“

„So, so!“ machte Peter. Er verstand. Und was blieb ihm übrig? Er mußte unterschreiben.

Peter hatte den Möbelwagen für den Abend, wenn es schon begann dunkel zu werden, bestellt. Er wollte dem Spott im alten Hause und der Neugier im neuen begegnen.

Ein Stück nach dem andern ging nun denselben Weg zurück, den es vor etwa anderthalb Jahren gekommen war. Als die Bese herausgetragen wurden, sagte Peter: „Sieh mal, Vene, die neuen Bese. Wir haben uns doch seit vorigem Jahr verfeinert.“

Zuletzt sollte das „Sofa“ kommen. Als die beiden Männer eben zupacken wollten, schlüpfte ein Etwas von dem Sitz herunter, trat unten in zwei kleine Filzschuhe und eilte wie der Blitz zur Thür hinaus.

„Motte!“ rief Peter. Aber sie ließ sich nicht aufhalten. Huch, huch ging es über den Hof und in die Wohnung der Familie Wengerte hinauf. Dort setzte sie sich in eine Ecke und blieb fast unbeweglich den ganzen Abend, bis die Mutter sie ins Bett brachte.

Verschiedene Hausbewohner kamen und verabschiedeten sich, und manche brachten ein kleines Andenken. Frida Wengerte hatte einen Sofaschoner gestickt, Vene konnte ihn zwar nicht brauchen, aber sie freute sich der Anhänglichkeit herzlich. Frau Reibsen überreichte ihrer Nachbarin einen blanken neuen Eimer, worauf Peter bemerkte, er bedauere jetzt, den Möbelwagen nicht bei Tage bestellt zu haben. In den Eimer aber war ein ganzes Abendessen gepackt, damit sie drüben gleich etwas vorfänden. Dann umarmte Frau Reibsen Vene und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich danke Ihnen auch noch, daß Sie mir gezeigt haben, wie ich meinen Mann behandeln muß!“

Vene drückte ihr lächelnd die Hand, sie konnte nicht sprechen, so schnürte sich ihr der Hals zusammen. Vor der Thür stand noch Herr Wengerte. Er wollte sich's doch auch nicht nehmen lassen, den beiden Fortziehenden Lebewohl zu sagen. „Wünsch' Ihnen viel Glück!“ sagte er, Peter derb die Hand schüttelnd. „Und dank' noch, daß Sie zu Motte so gut waren.“ Dann gab er Vene die Hand. „Adieu auch, Frau Flott. Hab' mich immer gefreut, wenn ich Sie sah. Und wenn einer krank war oder sonst Schmerzen hatte, Sie waren immer auf dem Posten. Und waren der gute Engel hier im Haus. Gott lohn's!“

Und oben aus dem dritten Stockwerk grüßten Magistratssekretär Lebrecht und Frau heraus.

Die größte Ueberraschung aber erwartete Peter und Vene an der nächsten Straßenecke. Da stand plötzlich die schlesische Martha vor ihnen und sagte: „Guten Abend, Herr und Frau Flott. Sie entschuldigen, daß ich hier an der Ecke auf Sie warte, aber im Hause mochte ich nicht —“ Sie hatte nicht den Mut gehabt, sich in letzter Stunde offen zu denjenigen zu bekennen, die sie wahrscheinlich vor dem Verderben gerettet hatten.

Martha trug eine schwarze Schürze und ein schwarzes „Amiband“ um den Hals. Zu einem schwarzen Kleide langte es nicht. Doch die Absicht wurde erreicht, sie machte entschieden einen trauernden Eindruck.

Ja, sie hatte es nun doch einsehen müssen, daß jener Mensch es böse mit ihr gemeint hatte. Was die Worte andrer nicht erreichten, das bewirkten doch schließlich seine eignen Worte.

Sie erzählte Vene ihre Erlebnisse mit einiger Verlegenheit, doch ohne zu stocken. Und als sie schließlich

sich verabschiedete, neigte sie das Köpfchen demütig auf die Seite und sagte: „Entschuldigen Sie nur, Herr und Frau Flott, daß ich Ihnen nicht glauben wollte. Und wenn ich vorsichtig war, verbanke ich es doch Ihnen.“

Eine Viertelstunde darauf waren Herr und Frau Flott in ihrer neuen Wohnung angelangt.

„Die Wohnung sieht einen an wie ein großes Fragezeichen,“ meinte Peter. „Was werden wir darin erleben? . . .“
(Fortsetzung folgt.)

Herbstlied.

Der Herbstwind weht, die letzten Blätter fallen
Ins Wintergrab;
Der Raben lautes Krächzen hör' ich schallen
Vom Turm herab.

Verwelkt und dürr hängt noch an Gartenmauern
Der Blumen Rest,
Und bange, flugesmilde Vöglein kauern
Im engen Nest.

Wo einst geschwehrt auf maienhaften Bahnen
Der Rufe Duft,
Weht feucht, ach! wie von Schnee und Eis ein Ahnen,
Oktoberluft.

Und wann der Sturm die grauen Nebel drängt
Das Meer entlang,
Und schon mit schrillum Schrei die Möwe hängt
Am Felsenhang —

Dann spricht's in mir zu den beklommenen Sinnen:
„Vergänglichkeit!“
Dann scheint so klein mir in der Brust tiefinnen
So Lust wie Leid.

Der Herbstwind weht; die letzten Blätter fallen —
Was seufzest du?
Auch dir, auch dir wird einst nach kurzem Wallen
Die lange Ruh'.

Aus: „Ausgewählte Gedichte“ von Ernst Ziel, demnächst erscheinend im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.

Amüsante Wissenschaft.

Ein Hilfsmittel zur richtigen Zusammenstellung der Kleiderstoffe. Die Zusammenstellung der Kleiderstoffe ist ein Thema, das unsern Damen oft viel Kopfzerbrechen verursacht, denn auch das geübteste Auge kann sich irren. Und doch giebt es ein Mittel, die Frage nicht nur unfehlbar, sondern auch auf einem einfachen, mechanischen Wege zu lösen. Man nehme den Boden einer runden Papierschatel oder schneide sich aus Karton eine Scheibe von etwa zehn Centimeter Durchmesser aus. Durch die Mitte dieser Scheibe stecke man einen Bleistiftstumpf von etwa zehn Centimeter Länge, und zwar so, daß das spitze Ende etwa drei Centimeter über die Unterseite der Scheibe hinausragt (auf die Maße kommt es übrigens nicht so genau an). Befestigt man nun den Stift an der Scheibe noch mit etwas Siegellack, so erhält man einen Zangenkreis, der sehr leicht in Bewegung zu setzen ist. Nun schneidet man aus dem einfarbigen oder buntgemusterten Kleiderstoff ein rundes Stückchen aus, das genau in den Verhältnissen der Scheibe gehalten ist, schneidet in seine Mitte ein Loch ein und streift es über den Stift auf die Scheibe, auf der man es mit einigen kleinen Stecknadeln befestigt. Seht man jetzt den Kreis in Bewegung, so erscheint, wenn der Stoff ein buntgemustertes war, die Gesamtfarbe desselben vor unsern Augen. Will man nun wissen, ob ein Befehl oder ein Aufputz zu derselben paßt, so schneidet man aus dem Befehlstoff ein Stückchen, etwa zwei Quadratcentimeter, aus und klebt es auf den Rand der mit dem Kleiderstoff bespannten Scheibe. Ist die Wahl richtig getroffen, so zeigt sich uns, wenn wir jetzt den Kreis wieder in Bewegung setzen, eine einzige Farbe. Stimmt die Auswahl nicht, so weist die Scheibe um die Mittelfärbung herum eine hellere oder dunklere Randfärbung auf, ein Zeichen, daß die beiden Stoffe in ihrer Färbung nicht harmonisieren. Sucht man dagegen nach einer starken gegensätzlichen Farbe, so wird dasselbe Experiment uns darüber Aufschluß geben, ob die beiden verschiedenen Farben, die sich in der Mitte und am Rande der Scheibe zeigen, Abtönungen ergeben, die richtig zu einander abgestimmt sind.

Der telephonische Thomerl.

Ein lustiges Geschichtchen

von

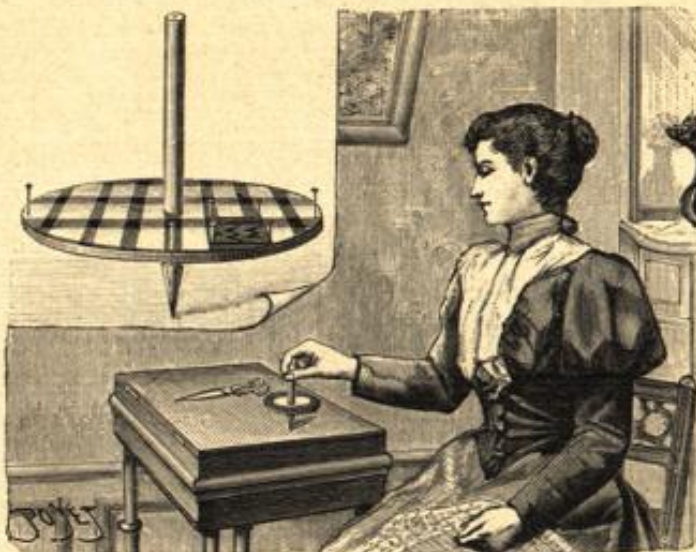
Rudolf Greinz.

(Bild S. 169.)

Zeit der Thomas Oberwiesinger, kurzweg der Thomerl genannt, den „Telegraphenherrn“ bei sich für paar Wochen in der Sommerfrische gehabt hatte, interessierte er sich ganz gewaltig für alles Elektrische. Der junge Postsekretär aus München, der seinen Sommer-

urlaub im Gebirg verbrachte, war ein großer Schall und erzählte seinem Hausherrn wahre Wunderdinge, was man heutzutage schon alles mit der Elektrizität ausrichten könne. Der Thomerl und sein Weib, die Bärbel, horchten mit offenem Mund. Am meisten war der Bauer fürs „elektrische Red'n“ eingenommen. Obwohl es lange brauchte, bis er den Namen „Telephon“ befiel, war sein Staunen und seine Ehrfurcht vor dieser neuen Erfindung des menschlichen Geistes doch von allem Anfang an unermesslich. Wenn er sich so vorstellte, daß er mit seinem Schwiegersohn, der in einer kleinen bayerischen Landstadt eine Mehlgerei besaß, von seiner Stube aus sich ganz gemütlich über die letzten Kälberpreise unterhalten könne, dann überkam den Thomerl geradezu ein leises Grauen. Fast noch besser als das „elektrische Red'n“ gefiel es ihm aber, daß man telephonisch auch streiten und seinem Gegner in weiter Ferne eine empfindliche „Watsch'n“ versetzen könne, ohne daß dieser die geringste Ahnung davon habe, von wem er plötzlich „abgefaßt“ worden sei. Diesen ergötzlichen Vorgang hatte ihm sein Sommergast eingehend geschildert. Das Gesicht des Thomerl verklärte stets ein breites, behagliches Schmunzeln, wenn er sich vorstellte, wie er den alten Eggerbauern auf so eine seine elektrische Weis „abtasteln“ könnte, daß dem schätzbaren Geizhals Hören und Sehen vergehen würde. Mit dem Egger stand er nämlich schon seit Jahr und Tag in einem erbitterten Prozeß wegen eines Waldes.

Der Sommerfrischler war fortgezogen. Die telephonischen Ideen keimten aber im Gehirn des Thomerl weiter. Die Gelegenheit zu einer Erfahrung auf dem Gebiete neuzeitlicher Erfindungen sollte auch nicht lange auf sich warten lassen. Der Thomerl hatte einen wichtigen Kuhhandel in dem mehrere Stunden von seinem Heimatdorf gelegenen Uebersee. Der liebliche Ort hatte sich im Lauf der Jahre zu einer ungemein stark frequentierten Sommerfrische entwickelt. Während sich in das abgelegene Dorf des Thomerl nur selten ein Sommergast verirrt, wimmelte es in Uebersee von Stadtleuten, die dort ihre Erholung suchten. Am Ufer des kleinen, inmitten anmutiger Hügelgelände gelegenen Sees hatte sich an einer Stelle, wo dem Thomerl seit seinem letzten Hiersein nur eine halb zerfallene Fischerhütte in der Erinnerung war, ein stattlicher Gasthof mit einer lustigen Veranda erhoben.



Ein Hilfsmittel zur richtigen Zusammenstellung der Kleiderstoffe.

Der Kuhhandel war gut von statten gegangen. Der Thomerl und die Bärbel, die ihren Mann diesmal begleitet hatte, waren auf gute alte Bekannte gestoßen, die auch in Geschäften nach Uebersee gekommen waren. Der Sebastian Grundhuber, ein geldiger Bauer aus einer Nachbargemeinde des Thomerl, war schon sein Schulkamerad gewesen. Und die Grundhuberin und die Bärbel waren von jeher dicke Freundinnen. So wanderten sie denn selbstverständlich durch den Ort, staunten all die neuen Läden an, gafften den „Stadtlingsen“ in ihren hellen Kleidern nach und gelangten endlich auch vor den neuen Gasthof am Seeufer. Es wurde beschlossen, Finkeln zu halten.

Bald saßen die vier bequem in einer Ecke der Veranda. An einem Tisch nebenan hatten ein paar junge Damen Platz genommen, deren fröhliches Geplauder prächtig zu dem sonnenhellen Tag stimmte. Von einer Bedienung ließ sich niemand blicken. Der Thomerl und seine Begleiter begannen schon ungeduldig auf ihren Stühlen hin und her zu rücken.

„Sie müssen klingeln!“ wandte sich eine der Damen um und machte die Landleute auf die über jedem Tisch an dem grün umspannten Draht baumelnde elektrische Klingel aufmerksam.

„Dank schön!“ erwiderte der Thomerl galant und

wollte gerade aus Leibeskräften an dem Draht zerren, als ihn seine Beraterin noch rechtzeitig mit dem Hinweis davon abhielt, daß er es mit einer elektrischen Klingel zu thun habe.

„Aha! Was Elektrisches!“ meinte der Thomerl mit seinem pfiffigsten Gesicht, in dem sich eine unverkennbare fieberhafte Spannung bemerkbar machte. „Das ist am End' gar so a Telephon!“ wandte er sich fragend an seine freundliche Beraterin von früher.

„Freilich ist's ein Telephon!“ ließ ihn diese bei seinem Glauben, indem sie gleichzeitig ihren Tischgenossen schelmisch mit den Augen winkte, sie möchten den Scherz durch eine Aufklärung des wahren Thatbestandes ja nicht stören.

Der Thomerl glänzte im ganzen Gesicht vor freudiger Ueberraschung. So recht schien er aber der Gesellschaft doch noch nicht zu trauen. Nach einiger Ueberlegung meinte er, zu seiner besseren Gehälte gewandt: „Du, Bärbel, willst nit du's zuerst probieren?“

Die Bäuerin erhob sich, nahm die hölzerne Birne der elektrischen Klingel etwas zaghaft und misstrauisch in die Hand und schrie dann, so laut sie konnte, gegen dieselbe los: „Sö, Herr Wirt, wir möchten a Viertel Wein, aber an weißen!“

Die Damen am Nebentisch wollten schon in ein lautes Gelächter ausbrechen, wurden aber von der Anführerin des Späzes beruhigt. Sie bissen in ihre Taschentücher, um den Lachkrampf zu unterdrücken. Kein Wirt ließ sich sehen.

„Mir scheint, der Wirt is schwerhörig!“ sagte der Thomerl und brüllte nun seinerseits gegen die Klingel: „A Viertel Wein, aber an weißen!“ Auch diese Anforderung erwies sich als nutzlos. Der Thomerl drehte, während die Heiterkeit am Nebentisch immer mehr wuchs, die Birne verlegen in der Hand umher und betrachtete sie nach allen Richtungen.

„Vielleicht is das Ding gar zum Pfeifen!“ mischte sich jetzt sein Freund, der Grundhuber, herein.

„Du kannst recht haben!“ rief der Thomerl, steckte gleich darauf die hölzerne Birne bis über die Hälfte in den Mund und blies mit einer Behemung darauf los, daß er ganz rot und blau im Gesicht wurde und ihm die Adern an der Stirn aufschwoilen. Auch damit wurde kein Erfolg erzielt, nur daß jetzt am Nebentisch das mühsam verhaltene schallende Gelächter losbrach. Das schien den Thomerl um den letzten Rest von Geduld gebracht zu haben. Er nahm die Birne wieder aus dem Mund, ließ sie einen Augenblick in der Luft baumeln und versetzte ihr dann, mit der rechten Hand weit ausholend, einen wütenden Schlag: „Meinst du vielleicht, i laß' mich von dir foppen! Da hast a Watschen!“ Die hölzerne Birne flog empor und prallte mit ihrem Taster gegen die Wand. Ein scharfes, kurzes, abgebrochenes Klingeln ertönte.

Der Oberkellner kam auf die Veranda geeilt und fragte nach dem Begehren der neu angekommenen Gäste. Da stemmte der Thomerl beide Fäuste auf den Tisch und meinte mit schlecht unterdrückter Wut: „Gar nix mehr will i! Aber das g'reut mich, daß du jetzt Fühl' kriegt hast. Pazi elendiger Überanander! Is dir's Geld von unsereinem vielleicht nit gut genug, weil du auf den Ohren g'essen bist und nit g'hört hast, was i ang'schafft hab! Aber die telephonische Watschen hast g'spürt! Gest ja? Da hat's dich springen g'macht, Schwabenfrack, zaundürre! I will dir's gar nit verheimlichen, von wem die Watsch'n kommen is, wenn du etwa noch an Zweifel dran hast! Von mir is sie g'wesen, die Watschen! So, und jetzt gehen wir! A andrer Wirt hat auch an guten Wein!“ Damit erhob sich der

Thomerl und verließ mit seiner Begleitung breitspurig die Veranda.

Der Oberkellner, der den Bauer offenbar für nicht ganz richtig im Oberstübchen hielt, hatte noch immer kein Wort der Erwiderung gefunden, sondern stand kopfschüttelnd da, bald die abziehenden Bauern, bald die Damen betrachtend, die sich vor Lachen völlig ausschütten wollten.

Die Geschichte vom Thomerl und der elektrischen Klingel hat sich übrigens herumgesprochen und ist sogar bis in das Heimatdorf des Thomerl gedrungen. Dort hat man ihm seitdem den Uebernamen des „telephonischen Thomerl“ aufgebracht. Ich möchte es jedoch niemand raten, den Thomas Oberwiesinger mit diesem Namen anzusprechen. Denn es könnte dem Betreffenden passieren, daß er von dem Erzürnten statt der „telephonischen Watsch'n“ eine wirkliche zu fassen bekäme.

Sinnsprüche.

Haben und nichts geben, ist in manchen Fällen schlechter als Nieheln.

Nicht jene, die streiten, sind zu fürchten, sondern jene, die ausweichen.
Marie Ebner v. Eschenbach.

Die Bärenjagd.

Originalzeichnungen von Joh. Bahr.



Herr Rentier Krause aus Pirna, Kurgast in einem idyllischen Alpendörfchen, entdeckt eines Tages auf einem Jochsteige eine seltsam gestaltete Fußspur.



Sogleich macht er bei der Behörde des Dörfchens Mitteilung und begiebt sich mit einer gemischten Deputation, bestehend aus dem Gemeindevorstand, dem Flurschützen, dem Jäger und dem Professor Schmölter aus X., an den Fundort. Letzterer erklärt die Spur unzweifelhaft für die eines Bären.



Im Herrenklub des Gasthauses wird sodann ein Schlachtplan zur Verfolgung des Ungeheuers geschmiedet und graufige Geschichten von Bären, die in früheren Jahren aus dem Graubündischen herübergewechselt, erzählt.



Obgleich als tiefes Geheimnis behandelt, fidert die Sache doch durch und veranlaßt eine panikartige Auswanderung des jaghafteren Teiles der Kurgäste.



Herr Krause hat eine unruhige Nacht; aber die wenigen Minuten des Schlafes zaubern ihm die Triumphe vor Augen, die ihm von den Stammesgenossen in Pirna als kühnem Bärenjäger winken.



Am nächsten Morgen bricht er trotz des Flehens seiner trostlosen Familie auf und schließt sich der mit allen verfügbaren Schießgewehren ausgerüsteten Expedition an.



Die Spur läßt sich fast bis auf die Höhe des Jochsteiges verfolgen; hier aber verschwindet sie in einer Höhle.



Schon soll das Los entscheiden, wer als erster in die Höhle eindringen soll.



als aus dem Innern derselben ein grauenhaftes Brummen ertönt.



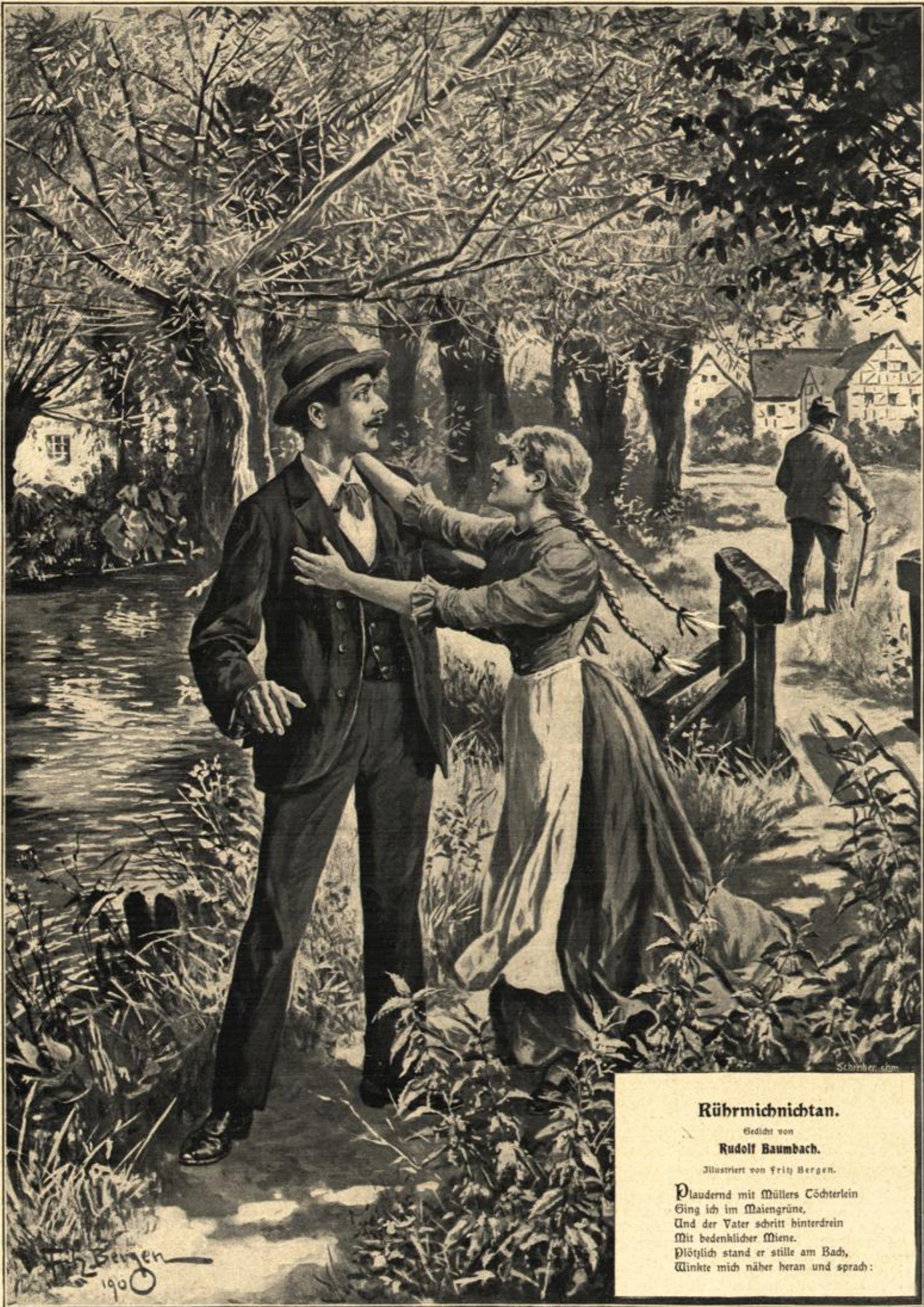
Krause, durch sein Emboupoint verhindert, den Jagdgenossen zu folgen, verfällt in eine halbe Betäubung, aus der er erst geweckt wird durch die Worte:



„Allez hopp, Pietro, zeig die Signori deine schöne Kunst!“



Etwas deprimiert und enttäuscht kehren die kühnen Bärenjäger ins Dorf zurück, wo man ihnen inzwischen große Coationen vorbereitet hat.



Rührmichnichtan.

Gedicht von
Rudolf Baumbach.

Illustriert von Fritz Bergen.

Plaudernd mit Müllers Töchterlein
Ging ich im Maiengrüne,
Und der Vater schritt hinterdrein
Mit bedenklicher Miene.
Plötzlich stand er stille am Bach,
Winkte mich näher heran und sprach:

Fritz Bergen
1900

„Seh Er, mein Freund, dies Kraut sich an,
Wächst nicht in allen Länden,
Ist geheissen Rührmichnichtan.
Hat Er mich recht verstanden?“
Also sprach er mit ernstem Con,
Hob den Finger und ging davon.

Sonnenschein rings auf den Büschen lag
Und auf zwei goldenen Zöpfchen. —
Ob es wohl sticht? Ob es brennen mag?
Schüttelt die Kleine ihr Köpfchen.
Als ich es endlich berührte bang,
Rührmichnichtan mir entgegen sprang.

Johann Jürgens Brautwerber.

Von
Ludwig Annshagen.

Johann Jürgens ging auf Freierrücken heim vom Begräbnis seiner Frau. Er setzte den Handstock fest in den Kiesweg, wie er zwischen den andern Gutstagelöhnern vom Kirchhof zurückwanderte und stolperte doch ein paarmal über seine eignen Beine. Sein Gesicht war übermächtig blaß und zugleich rotstieflich wie von vorgängigem Wachen und gegenwärtigem erstikten Weinen.

Es waren auch leidige Tröster, die in ihren langschöbigen Abendmahlstöcken mit ihm pilgerten. Sie hatten das Tote nun weggebracht und wohlverwahrt, das forderte keine Sorge mehr; Sorge fordert was lebt, atmet und essen will, und — das waren in Jürgens' Hause sechs kleine Jungen, deren ältester schon mit der Fibel hantierte, deren letzter sich vor drei Monaten erst led in die Welt gedrängt hatte, wo niemand ihn brauchte. Er hatte sich am dritten März eingestellt — genau am Geburtstage des vorigen und des vorvorigen Bruders. Der wihige Rademacher hatte kurz vorher Jürgens und seiner Frau geraten, an diesem Tage einen Strohwien in den Schornstein zu stecken und auszugehen, aber sie schenkten ihm keinen Glauben, und — der Storch fand seinen Weg. Der neue Junge hatte sogleich gebieterisch eine große Menge Forderungen gestellt, obwohl seine Rechtsstücken und Gegenleistungen nur schwach waren. Er hatte nicht einmal Erlaß gegeben in den letzten Nächten, wo seine Mutter ruhelos im Bett gestöhnt — die doch aus Vertrag und Leistungen viel eher ein Recht auf Berücksichtigung ableiten gekonnt — und zeigte sich auch jetzt keineswegs gewillt, sich den veränderten Umständen anzupassen.

Einer der Männer bückte sich über den Grabenrand und pflückte eine wilde Blume.

„Hier wass't dat Krüzkrut,“ sagte er und gab sie Jürgens, „dat legg dinen Vätten unner 't Koppfissen, denn slöppt hei beter, un du kriegst din Rauh.“

„Un denn reb' mit de Bartelsdochter — wo ihrer wo lewer — du kannst nich anners,“ sagte ein ander.

„Ja kann nich anners —“

„Sei is in de vernünftigen Jöhren un kann wirtschäften,“ sagte der Rademacher. „Dat möt sin —“

„Dat möt sin,“ murmelte der Witwer und lief gegen einen Preßstein.

„Sei hett ehren Ruffert vull. Wenn f' of nich orndlich hüren kann — wat kann 'n Wittmann mit jös Rinner verlangen?“

Jürgens that den Mund auf, als wenn er rufen wollte, daß er gar nichts verlangte, aber er sagte:

„Ja — dat is dat einzigst.“

Sie rechneten. Der Dispens vom Konfistorium war in Fällen wie dieser gewiß. In sechs Wochen konnte Rife Bartels schon zwei Tage lang Essen gekocht und die Kinder und das Vieh besorgt haben. Dann kriegte Jürgens auch wieder sein Recht und wurde der Kerl, der er gewesen.

Vor seiner Haustür blieben sie stehen. Er wollte sie ehrenhalber hineinrücken, aber sie sagten: „Ditmal nich“ — und gingen, und er sah ihnen unbewußt nach, bis ein schwarzer Rod um den andern in den Thüren verschwand. Ihm graute, sein Haus zu betreten. Dann aber kamen drei bis vier kleine Jungen um das Haus geschwärmt und zogen ihn an Rod und Händen hinein, denn sie wollten ihre Festmahl.

Da noch es nach Sargfurnis, und obwohl Bank, Tisch, Schrank und Koffer standen wie immer — und sogar noch Brettschuhle unordentlich mitten in der Stube — war es so leer drinnen, daß ihn ein Schwindel faßte und er über den vordersten Stuhl auf den andern fiel. „Hadda,“ sagte der Dreijährige, „Hadda sollen is,“ und guckte. Der Zweijährige hatte eben kriechend die Schwellen passiert und richtete sich an der Wiege auf. Die geriet in Bewegung, und eine Stimme erhob sich darin — zuerst verdrießlich, dann begehrt und herrisch. Jürgens verharrte noch zusammengekauert auf seinem Stuhl, aber der Dreijährige warf sich zum Anwalt des Vaters auf, patzte den Vater aufs Knie und mahnte:

„Hadda — Heining rohrt.“

Das war das Stichwort. Jürgens trat an die Wiege. Daraus eiferte ihn ein zornrotes Gesichtchen an, schalt über Ruhelstörung und bellagte sich über erlittene Veräumnis und Einsamkeit. Ganz mit Unrecht — denn seine Flasche lag noch halbgelüllt und warm bei ihm im Kissen, und der Fibelleser berichtete, Rife Bartels wäre dagewesen, hätte Seine die Flasche, den andern Kaffee gemacht und den Fünften mitgenommen, um ihn bei sich zu warten. Den Vekten aber beschämte das nicht, er zeterte fort, bis er wirkliche Thränen hervorgebracht hatte — und der Vater versuchte gar nicht erst, ihm begreiflich zu machen, daß der Mutter Begräbnis gar ein Anlaß sein möchte, als Sohn sich für einige Stunden einzuschränken. Er schüttelte nur begütigend das Kissen ein wenig, was aber der Vekte mit strenger Miene ablehnte.

Jürgens ging schleppend zur Küche und nahm aus einer Schale eine Semmel für jeden Jungen. Die drei ältesten trappelten wieder hinaus, der Zweijährige kroch ihnen nach, seinen benagten Lederbüßen manchmal im Stubensand umkehrend. Und dann befahl der Vekte den Vater freisichend wieder zu sich. Er war noch nicht zu Ende mit seiner Beschwörung und stellte für die Zukunft seine Bedingungen. Am Boden lag das verstreute Kreuzkraut; Jürgens nahm die Stengel auf und legte sie dem Zornigen unters Kopfkissen:

„Sch — ich — wat willst du denn? Wat soll ich noch?“

Er lehnte sich an den Schrank, sah in das unzufriedene Gesicht und hörte brütend auf das anmaßende Geschrei. Ein Wunder war es nicht, daß der Knirps sich ein großer Herr zu sein dünkte — welche Erfolge hatte sein dreimonatiges Leben schon aufzuweisen! Er kam, der ganz überflüssig war — und um seinerwillen mußte die Mutter gehen — die Frau — alles! Er trumpfte auf vom ersten Tage an und trozte auf seine eingebildeten Rechte, fand nichts wichtig, als sich — gönnte der kranken, der sterbenden Mutter weder Pflege noch Ruhe. Selbst in der Stunde ihres Hinscheidens trieb er unnachlässig seine Forderungen ein, riß Jürgens von den Knien auf und zwang ihn zu den schuldigen Leistungen. Er sah mit vollkommener Gleichgültigkeit auf die Leiche seiner Mutter, als Jürgens ihn heranzieh, daß er noch einmal mit seiner Hand die erstarrte Wange streiche —, fast eine Bitterkeit gegen Seine stieg Jürgens darüber auf.

Es war ein ganz niederes, unwertes Geschöpf, das sich so verhalten konnte, geringer als ein Hündchen, das man erfaßt; das fühlt es, wenn die Mutter tot ist! Dem Vekten war es gleich, wenn ihn nur irgend jemand sonst gut bediente. Heute nacht hatte er den endlich eingeschlummerten Vater in Bewegung gesetzt — dagegen vor zwei Stunden, als alle weinten und sangen und selbst die fünf Ältesten über das seltsame Gebaren der Leute in Thränen ausbrachen —, da hatte er mit seinem Bettzipfel gespielt und munter aus den Kissen gedrängt.

Und er hielt an mit Forderungen. Er verlangte unwidersprechlich, daß Jürgens morgen zu der halbtoben Rife Bartels ging — mit der die Kinder ihren heimlichen Spott trieben, weil sie nicht gut hörte, sich niemals wehrte und das Ihre an sie wegknechte —, und sie bat, als Frau und Mutter einzuziehen. Also forderte der häßliche Kahlkopf mit seinem wüsten Geschrei, daß Jürgens binnen sechs Wochen alles, was seine Vene ihm in acht Jahren gewesen — gegeben und angethan, wovon sie Leidens, Glücks- und Sorgen-spuren im Gesicht bekommen —, wegstaute, um der halbtobigen Rife frische Bahn zu machen.

„Ja kann't nich — id kann't nich!“ jammerte er plötzlich auf.

Da hob der Vekte beide geballten Fäustchen aus den Kissen, drehte den hochroten Kopf nach ihm, gab sich einen Ruck, um hochzuschneilen, was ihm aber nicht gelang, und stieß ein Wutgeschrei aus, bei dem die Wiege zitterte.

Ein plötzlicher Grimm schoß in Jürgens auf. Er faßte in die Kissen und schüttelte sie so heftig, daß der Vekte mit einem krampfhaften Aufschludsen verstummte und ihn starr ansah.

„Täuw du — täuw! Rader du! Hest du tau befehlen?“ Dann redete er ihm aber wieder gütlich zu, schaukelte ihn sanft und sann auf ein Schlummerlied. Aber nichts fiel ihm ein, als was heute hier gesungen worden:

„Run laßt uns den Leid begraben —
Daran wie keinen Zweifel haben —“

So gröhle sich der Vekte mühselig selbst wieder in Schlaf und gestattete damit, daß der Vater sein Arbeitszeug anjog, die Stube segte und um die Hausecke ging zum Holzkleinmachen. „Hadda,“ stammelte ihm der Zweijährige entgegen, der am Hauptloß stand und mit Spänchen spielte, „Hadda — Körling tauksien.“

Am Abend kam Rife Bartels über die Straße und brachte den Vorlehten zurück. Sie zog ihn gleich aus und legte ihn zu Bett und dann — weil sie doch einmal da war — der Reihe nach alle. Zwei kamen in

jedes Bett —, immer die Füße des einen beim Kopf des andern. Das waren sie wohl nicht gewohnt, denn bald schrie der Dreijährige auf, der Zweijährige beiße ihn in die große Zehe. Nun legte sie sie mit den Köpfen zusammen.

Und dann herrschte der Vekte sie an um Flasche, trockene Lächer, gelockerte Kissen und fleißiges Schaukeln — ohne Rücksicht darauf, daß sie schon keinerlei Verpflichtung gegen ihn hatte. Die Anknüpfung wäre jetzt für Jürgens leicht gewesen —, aber am Begräbnistage konnte er es nicht sagen!

Am nächsten Abend ging er zu Rife hinüber; die Leute brauchten es nicht zu sehen. Sie saß mit ihrer ganz tauben Mutter und stückte eine Hose — Jürgens erkannte die seines Vierjährigen. Er sagte ihr laut und ohne Umschweife seinen Antrag vor den Kopf und zurück — schallte ein Nein!

„Denn — wo bliwst min Mudder?“

„Bi mi —“

„Als Steismudders Mudder — wo? Neel!“

Und: „Nu is jeder Gröschin min, den' id verbeihn un id kann weggeven un dauhn, as id will — denn hört mi nix —“

„Hört di allens —“

„Hört mi nix!“

Er stand verblüfft. Daß es so kommen konnte, hatte er nicht gedacht.

Aber Rife trat doch auf sechs Wochen drüben ein als Not- und Hilfsmutter — soweit ihr Tag reichte, und fand dort auch sechs hervorragend geeignete Ziel-punkte für ihre Schenkgefühle.

Nach Verlauf dieser Zeit wanderte Jürgens ins Kirchdorf zur Trauung —, er brachte auch eine Braut mit. Er hatte den schwarzen Abendmahlstock an und stapfte an seinem Handstock zehn Schritte voraus als ihr künftiger Führer und Wegweiser. Ihrer Treue gewiß, sah er sich nur selten nach ihr um, ob sie noch folgte. Sie hatte ein schwarzes Kleid an und ein großes Tuch dreizipflig umgenommen. Beide Hände hielt sie um Gesangbuch, Taschentuch und Sträußchen gechlungen, wodurch sie einen etwas wackelnden Gang bekam; — aber es sah sie ja niemand.

Es war Rife Bartels.

Sie hatte — obwohl sie nicht scharf hörte — ein Ohr bekommen für den Despoten in der Wiege, und der drang unerbittlich auf buchstäbliche Erfüllung seiner Forderungen. Auch der Fünftle stimmte ihm gellend bei, wenn Rife nach vollbrachtem Werk nach Hause wollte. Schließlich stemmten sich drei von außen gegen die Thür, um sie gefangen zu halten, und der Zweijährige hielt sie mit Hilserufen nach „Hadda“ an Schürze und Rod fest. Dazu hob der Vekte aus der Wiege drohend seine geballten Fäuste.

Nun saßen sie alle festtäglich schweigend an dem Kaffeetisch, den die ganz taube Mutter Rifles bestellt, heischten und verteilten Semmel und tranken aus den Untertassen. Johann Jürgens sah mit einem Gemisch von Dank und bewundernder Schen Heines kalten Schädel aus den Kissen leuchten, der eine Fülle von Unerforschlichem bedeckte —, des Vekten, der mit sicherem Blick das Richtige erkannt und das Erkannte dann mit allen Mitteln durchgesetzt hatte.

Neue Bücher und Schriften.

Kraus, Fr., Die Flügel und die Theorien über die Ursachen derselben. Verlag von Otto Walter in Ravensburg. Preis M. 3.—. Die zahlreichen Trümmerteile, die im Norden Deutschlands, namentlich aber auch im südlichen Deutschland längs der Vorländer der Alpenkette zerstreut sind, sind Zeugen einer der einschneidendsten Perioden im Leben unserer Erde und bildeten lange Zeit vielumstrittenen Probleme für die wissenschaftliche Welt. Heute sind wir im Klaren, wie diese großen Felsblöcke oder die unglücklich großen Massen von Geröll und Schutt in diese Gegenden gekommen sind. Wir wissen, daß sie auf dem Rücken von Gletschern von hohen Hochgebirgen herab an ihre jetzige Lagerstätte getragen wurden. Ueber diese Verhältnisse, die auf eine paroxysmische Wärmeperiode, die sogenannte Periglacialperiode, hindeutet, bringt das Buch von Kraus interessante Ausführungen, die nicht nur den Forscher, sondern auch jeden gebildeten Laien, der Verhältnisse und Freude an der Natur und ihren gewaltigen Erscheinungen und Vorgängen hat, außerordentlich interessieren werden.

Kurze-Sanders, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Hand- und Schulausgabe. Beide Teile in einem eleganten Halbfrauzbände. M. 14.—. 1734 Seiten gr. Verzettelformat. (Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.) — Das große Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache von Kurze-Sanders ist von der sachkundigen Kritik einstimmig als das weit und beste auf diesem Gebiet und schließlich als eine immense Leistung deutschen Fleißes und Gedächtnisses anerkannt. Bei eigenem Gebrauch ist uns keine uns vorzulegende Auskunft unentbehrlich geworden. Die Vorzüge der großen Ausgabe sind dieser Hand- und Schulausgabe nach Möglichkeit erhalten worden. Ganz nach dem Plane des großen Wörterbuches bearbeitet, berücksichtigt vorliegendes Buch zwar zunächst die Bedürfnisse der Schule, insofern auch — soweit möglich — das praktische Leben, da das dem Schüler lieb gewordene Schulwörterbuch von ihm in der Regel auch später mit Vorliebe benutzt wird. Kurze-Sanders ist das einzige Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache, das bei jedem Wort (Titelkopf) angibt: 1. Aussprache; 2. Groß- oder Kleinschreibung; 3. Konjugation oder Declination; 4. Etymologie. — Diefelbe Anerkennung gebührt dem Parallelwerk Sach-Schlatte, Encyclopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Hand- und Schulausgabe. Neubearbeitung 1900. 125.—134. Tausend. (Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.) 856 und 1160 Seiten, beide Teile in einem Halbfrauzbände. M. 15.—. — Sach- und Schlatte haben durch ein genial ausgearbeitetes System von Abkürzungen und Zeichen das Buch so unangenehme Durchlesen langer Artikel im Wörterbuch zu einem Vergnügen gemacht. Von andern Vorzügen seien nur genannt: Angabe der Konjugation bei jedem Verbum; Angabe der Rektion der Verba und Adjektiva; klare Heranziehung der Groß- und Kleinschreibung der Wörter; sehr Beschränkung über den Gebrauch des Bindetricks in Zusammenhängen; kurze encyclopädische Sachverhältnisse, wo solche zum Verständnis des Wortes oder zur Konjugation eines Namens notwendig sind; Angabe der Betonung sowohl in den lateinischen Namen der Tiere, Pflanzen und so weiter, als auch im Deutschen, insbesondere auch bei Fremdwörtern.

Humoristische Blätter.

Geistesgegenwart. Professor Schludius tritt in die zweite Klasse des Gymnasiums ein und findet an der Tafel die Worte angeschrieben: „Schludius ist ein Esel.“ Ohne sich zu bekümmern, greift Professor Schludius zur Kreide und schreibt „treiber“ dahinter. „So“, sagt er, „und nun hinaus, meine lieben Schüler, wir wollen heute einen botanischen Ausflug machen.“

Unfehlbar. Dame (in der Modewarenhandlung): „Das ist doch nicht das richtige Himmelblau!“ — Commis: „Aber, gnädige Frau, wer sagt Ihnen, daß der Himmel das richtige Blau hat?“

In gutem Einvernehmen. Sie: „Was meinst du, lieber Oskar, soll ich mir ein meergrünes Kleid und ein reifarbenes Jackett oder lieber ein reifarbenes Kleid und ein meergrünes Jackett machen lassen? Beide Farben zusammen kleiden mich, wie du weißt, besonders gut.“ — Er: „Ja, ja, ich weiß! Aber sag mal, Mimma, wie denkst du denn darüber, ob ich meinen schwarzen Anzug ansehe und meinen grauen Hut ansehe oder lieber meinen grauen Anzug und den schwarzen Hut trage, wenn ich morgen früh meinen — Konkurs anmelde?“

Allerlei Kurpweil.

Silben-Bilderrätsel:

„Der Postillon“



Die richtige Verbindung der Silben giebt Verse von Viktor von Scheffel.

Ersahrrätsel.

In nachstehenden Sätzen sind für a und b sinngemäße Wörter zu setzen, die aus den gleichen Buchstaben — jedoch verschieden gestellt — bestehen.

1. Das a gefiel mir, aber die gezeigte b nicht, in der er es vortrug.
2. Man sagt, daß des Autors a sehr zur b gehe.
3. Es war bei Messias, im südlichen a, wo ich in einer Dorfkirche einer b zubörte.
4. Die Heldin von dem a, den ich las, hieß b.
5. Mein Freund a war klug und ging nicht auf den b.
6. Für solchen a, meinte meine Frau, eine b zu bezahlen, ist zu viel.

7. Es war in a, wo ich im Café in jenen unglückseligen b geriet.
8. Der Schauspieler, der die a führte, hieß b.
9. Mein Sohn, der in England studierte, bekam in a die erste b.
10. Der a hat oft mehr b wie sein Herr.
11. Mein Onkel a besuchte auf seiner Reise auch die historisch berühmte Insel b.
12. Im Saale, wo die a vorgenommen wurde, wurde des kalten Wetters wegen die b doch sehr beanstandet.

Ergänzungsrätsel.

- Kreuz von Stein kniet müde eine Frau,
- wölft ein Schleier ihr vom Haupt hernieder,
- von der Stirn fällt eine Locke grau,
- aus der Kirche tönen Trauerlieder.
- wehen Flote, Blumenkränze viel,
- all sind treu gebliebene Liebe Zeichen,
- wallen fromme Peter hin zum Ziel,
- blüht und duftet über Grab und Leichen.
- wohl der Gatte unterm Hügel ihr,
- herzig Kind wohl, das sie einst besessen?
- der da ruht mit seinem Kreuzes Bier,
- küßt gebettet: er ward einst vergessen.
- Kreuze aber stehn kein treues Lieb:
- wie mein Fehlen, wor die Reu' — vergiebt!

Rätselprung mit zwei Königszügen.

berst	te	früh	müd	müß	näh	strauch	ern-
ling	weg-	im	un-	der	der	haupt	traut
kommt	zur	jü-	du	und	und	te	herr
ge	hei-	de	was	wor-	auch	ver-	nem
maß	auch	ge-	der	staub	und	den	schnei-
auch	we-	nast	mich	spät	del-	mel-	ge
te	es	hör'	sang	die	ü-	de	fi-
am	ich	ern-	ist	dann	und	schla-	der

Worträtsel.

Die Silbe eins nennt man, gerade nicht zart,
Wenn du beträgst dich unbeholfener Art,
Doch kam sie wieder manchem sehr gelegen.
War sie mit ihm auf gut und schlechten Wegen.
Als Fremdwort kennet auch der Kaufmann sie,
Und manchem Fenster ihren Reiz sie lieh.

Die Silben zwei und drei, gefährlich Ding,
In deren Spitze mancher sich verfangt;
Und wechselst du am Anfang jezt ihr Zeichen,
Wirst vor dem neuen Wort auch oft entweichen;
Noch einmal ändere nun den Anfang mir,
Dann ist dir's wohl, bin mit ich für und für.

Die beiden Worte, wie sie sind, vereint,
Ein eigenartiger Begleit erscheint,
Voll Heimsüchlichkeit und still verborgnem Werte,
Der manchem Schuh und Sicherheit gewährte —
Doch nie laß Jähzorn kommen über dich,
Bin ich bei dir, und nie mißtraue dich.

Wortumwandlungsrätsel.

Mit S t ist es Thätigkeit
Von ganz verschiedenen Dingen,
Doch Tiere, so wie Menschen auch
Die gleiche That begingen.

Mit S t sag's, mit anderm Wort
Als seinen Ton's ist Sitt,
In was man sich zuletzt bequemt
Auf Forderung und Bitte

Mit S r thut's dem einen weh,
Der andre thut's mit Wonne,
Der eine thut's im Nebelgrau,
Der andre in der Sonne.

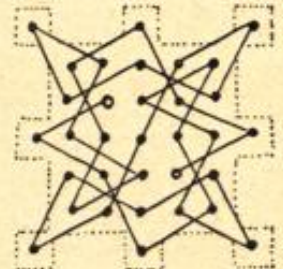
Nun nimm dem letzten Wort den Kopf,
So steht's im Sommerzeichen,
Wenn sich die Wiese blühend färbt,
Wenn Halm fällt, Reich' zu Leiden.

Noch einmal andern Kopf mir gieb,
Berst dich in die Mitte
Von frühlichen Gefellen dann
Und denke deutscher Sitt.

Auflösungen der Rätsel Seite 151.

Des Bilderrätsels: „Kakot“ — „Trich“ — „Dessau“ — „Pamberg“ — „Maasticht“ — „Sewilla“.
Des Silbenrätsels: Schlafmühe.
Graphische und textliche Lösung des arithmetischen Gedächtnis-Rätselsprungs.

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher
Stahl
Sind vier Helden allzumal.
Kndt.



Arithmetischer Beweis:

E	A	G
265	272	261
271	266	263
264	243	250
244	267	270
256	245	268
269	258	255
257	246	253
H	B	F

Die Ziffernsumme sowohl der mittleren senkrechten als auch wogerechten Felderreihe AB und CD und ebenso einer jeden der beiden Diagonal-Felderreihen EF und GH beträgt 1813.

Des Worträtsels: Verrat — Verrat.

Des Wortumwandlungs-Rätsels: Amor — Bayern — Chile — Delan — Energie — Fische — Galerie — Habel — Ideal — Jagst — Kaper — Kogel — Nieder — Rager — Organ — Putbus — Quarte — Relief — Sopha — Trich — Unfall — Solois — Weimar — Xanten — Yard — Zebra.

Des Eingefand-Ergänzungsrätsels: Bor — Er — Rot — Grün — In — Sie — Sie — Mai — Es — Im — Nicht — Rein — Ja — Chor — Hell — Tief.

Aus Küche, Haus und Hof.

Hasenjuppe. Man zerhaue Kopf, Hals und Vorderläufe, nehme Herz, Lunge und Leber dazu und koche es in Wasser mit Salz, Lorbeerblatt, Zwiebel, Kernen und Pfeffer recht weich. Dann gebe man die Brühe durch ein Sieb; röste zwei Löffel Mehl in 100 Gramm Butter hellbraun, gebe etwas fein geschnittene Zwiebel dazu und verdünne mit der Brühe. Man läßt die Suppe noch ein wenig aufkochen, kräftigt sie mit etwas Liebig's Fleischextrakt und richtet sie über geröstetem Weißbrot an.

Kastanienjuppe. Man schält etwa zwanzig Stück Kastanien, brüht sie in kochendem Wasser und häutet sie ab. Dann dünstet man sie in etwas Butter und Zwiebel, streut ein wenig Mehl darüber und füllt nach und nach mit Fleischbrühe auf. Sind die Kastanien weich gekocht, so treibt man sie durch ein Sieb, verdünnt so viel wie notwendig mit Fleischbrühe, läßt die Suppe nochmals aufkochen und richtet sie über Kalbsmilchwürfel und gebähte Weichschinken an.

Zweitertes Schwarzwildbret. Man nimmt ein hübsches Stück junges Schweinefleisch und brennt es auf der Schwarte mit einem glühend gemachten Eisen. Das Verbrannte kratzt man leicht ab und wischt es weg. Nun löst man die Knochen aus, wäscht das Fleisch leicht ab, salzt es, rollt es zusammen und verschnürt es gut. Ein Drittel Wasser, ein Drittel roter Wein und ein Drittel guter Weinessig wird vermischt, das Fleisch damit begossen, Suppenwürzeln, Zwiebel, ein Lorbeerblatt, etwas Zitronenschale, Thymian, sechs bis acht ganze Pfefferkörner, einige zerdrückte Wacholderbeeren und Neugewürz dazugegeben. Man

kann das Fleisch einige Tage in der Beize lassen und kocht es dann in derselben. Die Lunte muß fein abgeschmeckt werden und sehr pikant schmecken. Man reicht Meerrettich dazu. — Ein sehr beliebtes Herrneessen.

Sardellenbutter. Die Sardellen werden in kaltem Wasser abgewaschen, das Rückgrat herausgenommen und fein gewiegt. Mit 375 Gramm Butter vermischt man 125 Gramm Sardellen, streicht alles durch ein Haarsieb und bestreicht geröstete Semmelscheiben damit. Reicht man die Sardellenbutter extra, so richtet man sie hübsch bergartig an und steckt oben ein kleines Büschelchen Petersilie auf. — Gestrichene Brötchen lassen sich noch hübsch mit Eigelb und Kapern verzieren.

Saurer Schneepudding. ¼ Liter saurer Rahm wird fest geschlagen mit einer Prise Salz und 250 Gramm Vanillezucker. Ist es ein steifer Schnee geworden, so löst man 15 Gramm Gelatine in einem Glas heißem Himbeer-, Erdbeer- oder Ananassaft auf, gießt die warme Flüssigkeit in den Schnee und bringt es, nachdem es gut durchgerührt, in eine Glasschale. Es wird mit kandierten Früchten und Makronen garniert.

Apfelsmusauflauf. Ein Beck wird in Würfel geschnitten und mit Milch angefeuchtet. Sodann schält man gute Saisäpfel, wärfelt sie ebenfalls und zuckert sie ein. Nun rührt man ein Stückchen Butter leicht, giebt drei ganze Eier und zwei Dotter dazu, sodann den Beck und zuletzt die Äpfel. Fein gewiegte Zitronenschale schmeckt vorzüglich darunter. Diese Masse füllt man in eine gebutterte Form und bäckt sie in gutem Ofen. Anna Berg.

Mit Beginn der langen Herbst- und Winterabende ist die ordentliche Instandhaltung der Lampe eine der Arbeiten, für welche unsern Dienstboten meist die Fähigkeit fehlt. Besonders wenn es gilt, rauchgeschwärzte Cylinder oder gar eingebrannte Stellen in den Lampengläsern zu entfernen, stehen sie ratlos da, da solche Flecke dem einfachen Reinigen mit einem Lampenputzer nicht weichen. Um rauchgeschwärzte Cylinder zu reinigen, reibt man diese zuerst mit weichem, trockenem Papier aus, damit der Ruß oberflächlich entfernt wird. Erst darauf werden sie in warmem Seifenschium gewaschen und mit einer Mischung von Essig und Salz nachgeputzt. Zeigen sich nach dieser Säuberung gelbe Stellen, die eingebrannt sind durch das Blasen der Lampe, so muß man einen alten Lappen in angefeuchtete Asche tauchen und damit die Flecken gut abreiben. Die Lampengläser werden gut gespült und danach recht blank gerieben.

Die Jagd auf Meißer Lampe beginnt wieder, von mancher Hausfrau mit Freuden begrüßt, ist doch Hasenbraten derjenige Wildbraten, den auch die Hausalterskassen der bürgerlichen Hausmutter erschwingen kann. Wichtig ist die Kenntnis der Zeichen, welche für Frische und Jugend des Hasen Gewähr leisten, manchen jungen Hausfrauen unter den Leserinnen dürften sie hochwillkommen sein. Ob der Hase frisch geschossen oder schon älter ist, erkennt man am besten an den Augen, sind diese noch klar, so liegt ein frischer Hase zum Verkauf, sind sie eingefallen, ist das Tier mindestens vier Tage schon tot. Junge Hasen sind außer beim Einreißeln der Löffel, was nur bei

jugen Tieren gelingt, vom Händler aber oft nicht als Probe zugelassen wird, an den Nägeln der Fehen, besonders der Hinterläufe, am besten zu erkennen. Die jährigen Hasen haben schwarze, etwas spitze und scharfe Nägel, während diese bei alten Tieren grau und abgelaufen sind.

Mit Beginn der Gesellschaftszeit werden alle die Sachen von einer verständigen Hausfrau nachgesehen, die man nur für solche Gelegenheiten braucht. Dazu gehören auch die seidenen Ballshawls, welche sehr leicht ihr tadellos sauberes Ansehen verlieren und der Reinigung bedürfen. Man wäscht solche Shawls in Benzin, dem man auf je ¼ Liter einen Eßlöffel Rochsalz zusetzt. Durch dies Verfahren leiden die Farben nicht im geringsten. Der zum Waschen bestimmte Ballshawl wird auf einem reinen, weiß bezogenen Bügelbrett vorsichtig festgesteckt, worauf man ihn erst auf der einen, dann auf der andern Seite mit einem weichen Wollappen, den man in die Benzinsalzlösung taucht, Strich für Strich abreibt. Man reibt den Shawl dann sofort mit einem weichen reinen Tuch trocken und läßt ihn noch einige Zeit auslüften, um jeglichen Geruch zu vertreiben.

Die Holzrahmen gebrauchter oder zerbrochener Schiefertafeln kann man sehr gut zu Ständerahmen für kleine Handarbeiten benutzen, die bequemer sind als die großen verstellbaren Rahmen. Man schneuert die Rahmen mit Sand recht weiß, läßt sie gut trocknen und verzieren sie nun mit dem Brennstift oder mit einer leichten flotten Malerei, um sie dann genau wie die künftigen Ständerahmen herzurichten und zu verwenden. Luise Hölle.

Was giebt es Neues?

Militär.

Die größte Kanone, die vielleicht jemals hergestellt, und sicher die größte, die aus einer amerikanischen Gießerei hervorgegangen ist, hat kürzlich die Bethlehem-Stahl-Gesellschaft vollendet. Es ist ein Gathman-Torpedo-Geschütz von 18 Zoll Oeffnung. Bei dem Prüfungsschießen soll die Kanone zehn leere Geschosse von je 2000 Pfund Gewicht abfeuern, während sie im Ernstfalle mit Granaten geladen werden würde, die eine Fülle von Schießbaumwolle enthalten. Die Tragweite der Geschosse soll alles bisher von irgend einem Geschütz geleistete übertreffen.

Kunstgewerbliches.

Eine sehr hübsche Medaille, zu der Professor Mayer in Karlsruhe das Modell geliefert hat, bringt die bekannte Gravir- und Präge-Anstalt von B. S. Mayer in Pforzheim in den Handel. Wir geben nebenstehend eine etwas verkleinerte Abbildung davon, wozu wir erläuternd bemerken, daß die allegorische Darstellung auf der Vorderseite sich auf die Pariser Weltausstellung bezieht, während durch die Figur und Inschrift auf der Rückseite auf das scheidende Jahrhundert hingedeutet wird. Die Gedenkmedaille hat einen Durchmesser von 80 Millimeter, ist in Silber und Bronze ausgeführt und kann durch jedes größere Juwelier- und Medaillengeschäft, eventuell auch direkt von der Präge-Anstalt bezogen werden.

Industrie.

Die Sprache der Technik. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Der Techniker, der neue, allgemein verständliche Bezeichnungen sucht, erfindet selten neue Worte, sondern überträgt naheliegende Zeichen auf neue Begriffe. Und am nächsten ist uns eben der Mensch selbst. Wir finden, wie die „Zeitschrift für Optik und Mechanik“ ausführt, unter den Maschinenteilen „Köpfe“, „Nasen“, „Wangen“, „Brüste“ zur Kennzeichnung vorspringender Teile, ebenso „Jungen“ und an Rädern „Zähne“. Die Schlüssel sind mit „Bärten“ versehen, viele Maschinen haben „Füße“, „Arme“, „Rippen“ (zur Verstärkung). „Mutter“, „Vater“ sind bekannte Bezeichnungen, die Schießwaffen haben sogar eine „Seele“. Ebenso gebräuchlich sind Tiernamen: Die hochbeinigen „Kranen“ (von Kranich), die „Käsen“ sind die Wägelchen, welche auf dem Ausleger der Kranen die gewagten Spaziergänge unternehmen. Die Oefen der Technik haben als Abzugskanal einen „Fuchs“, wobei an den Bau des Meisters Reineke erinnert wird. „Reißwolf“, „Fallbär“, „Bock“ sind zu nennen und „Sau“, die sich auf der Malzdarre mit den Malzkeimen beschmückt. Dann noch: „Hörner“, „Klauen“, „Schwalbenschwanz“. Sehr beliebt ist der „Hahn“, von niederen Tieren „Wurm“ und „Schnecke“. Das Pflanzenreich liefert „Zapfen“, „Nuß“, „Birne“, „Kern“. Naheliegend ist auch die menschliche Kleidung; sie liefert dem Techniker „Mantel“, „Cylinder“, „Stiefel“, bei der Pumpe, „Schuhe“, „Kragen“, „Hut“, „Helm“ und selbst „Muffe“ zur Aufnahme und Verbindung von Rohr- und Well-Enden.

Unterrichtswesen.

Im Königreiche Sachsen befanden sich am 1. Dezember 1899 insgesamt 2292 öffentliche Volksschulen, und zwar 2006 einfache, 241 mittlere und 45 höhere. Angestellt waren 350 Direktoren, 9653 Lehrer, 401 Lehrerinnen und 2372 Nadelarbeitslehrerinnen. Die Zahl der Schüler betrug 336 443 Knaben und 351 614 Mädchen. Die 1983 Fortbildungsschulen (darunter 9 für Mädchen) wurden von 80 163 Knaben und 2435 Mädchen besucht. Die Gesamtkosten der Volksschulen betrugen im vorigen Jahre (1899) 34 332 659 Mark, wovon 4 773 000 Mark durch Staatszuschüsse, 24 940 000 Mark durch Gemeindezuschüsse gedeckt wurden.

Gesundheitspflege.

Genuß alkoholhaltiger Getränke und Schulleistungen. Wie sehr die geistige Leistungsfähigkeit durch den Alkoholgenuß beeinträchtigt wird, zeigt folgende, auf 591 Schüler sich beziehende Zensurenstatistik einer Leipziger Volksschule. Es erlangten von 134 Kindern, die keinen Alkohol genossen, 44 $\frac{1}{2}$ Proz. die I., 48 $\frac{1}{2}$ Proz. die II., 7 Proz. die V.; von 164 Kindern, die nur ausnahmsweise geistige Getränke bekamen, hatten 35 Proz. I., 55 Proz. III und 9 Proz. V.; bei 219, die regelmäßig täglich Bier bekamen, ergaben sich folgende Zahlen: 37 Proz. = I., 59 Proz. = III, 13 Proz. = V.; bei 71, die täglich zweimal Bier erhielten, folgende: 24 Proz. I., 57 Proz. III, 18 Proz. V.

Gerichtssaal.

Die Unfälle, seinen guten deutschen Namen zu verenglichen, hat schon manchem Deutschen in Amerika Schaden gebracht. Ein solcher Fall liegt einem Gericht in Maryland vor. Dort starb im Mai ein gewisser Lösing und hinterließ ein Testament, in welchem seinen Kindern Hermann, John, August und Anna, sowie seinem Enkel S. Jost je 100 Dollars ausgesetzt waren, der Rest des auf 15 000 Dollars bewerteten Nachlasses sollte seinem ältesten Sohne

Heinrich zufallen. Drei von den Kindern waren unzufrieden mit diesem Testament und fochten es an, wobei sie als Grund geltend machten, daß es nicht mit dem richtigen Namen des Erblassers, Lösing, sondern Henry Lawling unterzeichnet sei. Das Testament wird wahrscheinlich umgestoßen werden.

Verordnungen und Entscheidungen.

Wie muß eine Wohnung übergeben werden? Diese Frage ist vom Reichsgericht folgendermaßen beantwortet worden: Wenn es in den Mietverträgen heißt, daß der Mieter die Wohnung so zu übergeben habe, wie sie von ihm übernommen worden sei, so ist dies immer mit dem Zusatz zu verstehen, „soweit sie nicht durch ordnungsmäßigen Gebrauch abgenutzt oder abgewohnt ist“. Der Mieter hat nur allen durch unpflegliche Behandlung verursachten

den Geretteten, von denen die Mehrzahl verwundet oder erschöpft war und deren Zahl 22 oder noch mehr betrug (in einigen Fällen konnte vom Ausgang nichts mehr ermittelt werden), sind jedenfalls mehrere — zum Beispiel der Student Lantschner von Innsbruck, der am Olperer in Hinterbur beide Beine brach — zu Krüppeln geworden. Unter den Getöteten befinden sich zwei befreundete Damen, die Engländerin Fräulein White und die Schlesienerin Nademacher, ferner ein Tessiner Mädchen von 18 Jahren. Unter den 53 Toten befinden sich nicht weniger als 6 schweizerische und 4 österreichische, zusammen 10 Führer! Unter den Toten befinden sich ferner 10 Studenten, worunter 5 deutsche; 10 Personen, meistens jüngere Leute, fanden beim Blumenfuchen den Tod, den meisten von ihnen brachte die Fellei der Alpen, das Edelweiß, den Tod. Die Pfingstwoche allein brachte 7 Bergsteigern den Tod; die letzte Juliwoche sah 11 Bergsteiger, darunter 6 Führer, zu Tode fallen, und die erste Augustwoche 8 Bergsteiger, darunter 2 Führer. Im Juli sind 20 Tote, im August 18, im September 3 Tote zu verzeichnen, darunter 2 an den furchtbar steilen Schieferhängen der Mgäuer Alpen, an der Höfats und über dem Wacherloch (Hohes Licht) abgefallene, ungenügend ausgerüstete, „bergfremde“ Berliner. Der Nationalität nach waren die im Sommer 1900 getöteten Alpensteiger 17 Deutsche, 16 Österreicher, 15 Schweizer, 4 angelsächsischen Blutes und 1 Niederländer.

Gemeinnütziges.

Ein neues Mädchenheim errichtet der Ev. Diakonieverein (Direktor Professor D. Dr. Zimmer in Berlin-Zehlendorf) in Summersbach in der Rheinprovinz. In diesem Heim finden junge Mädchen von vierzehn Jahren an Aufnahme, die sich durch Arbeit in einer Wollspinnerei ihren Unterhalt verdienen, und die die Genossenschaft in jeder Beziehung schützt, denen sie zum Beispiel durch Vertrag und gerichtlich festgelegte Sicherstellung die Bürgschaft dafür gewährt, daß sie ihre Arbeit nicht verlieren, daß der Arbeitslohn nicht herabgesetzt wird, und daß sie nach sechs Jahren Arbeitszeit mindestens 1000 Mark rein erspart haben können. In den Abendstunden erhalten sie Unterricht in allen Zweigen der Hauswirtschaft, so daß sie in einigen Jahren alles das gelernt haben, was sie als Hausfrauen und Mütter gebrauchen.

Denkmäler.

Am 25. September hat bei St. Privat die Enthüllung des zu Ehren der am 18. August 1870 dafelbst gefallenen Angehörigen des dritten preussischen Garderegiments zu Fuß errichteten Denkmals stattgefunden. Mit diesem von dem Berliner Bildhauer Hans Beddo von Glümer geschaffenen Kunstwerke haben die Schlachtfelder in der Umgebung von Metz eine weitere würdige Zierde erhalten. Das Denkmal verfinbildlicht die Aufgabe, die das Regiment an jenem Schlachttag zu erfüllen hatte: die zähe Verteidigung einer einmal eroberten Position. Auf felsartigem Unterbau erhebt sich ein Sarkophag, bewacht von einem nach Westen blickenden, einen Lorbeerkranz in seinen Zähnen haltenden Löwen. Die Namen der sämtlichen bei St. Privat gefallenen Angehörigen des Regiments sind auf drei großen Tafeln verzeichnet. Das Material zu dem Löwen und den Emblemen lieferten erbeutete französische Kanonen, der Sockel besteht aus Granit.

Litteratur.

Die zehn Gebote des guten Stils von Friedrich Nietzsche. 1. Das erste, was not thut, ist Leben: der Stil soll leben. 2. Der Stil soll dir angemessen sein in Hinsicht auf eine ganz bestimmte Person, der du dich mitteilen willst. 3. Man muß erst genau wissen: „So und so würde ich das sprechen und vortragen“ — bevor man schreiben darf. Schreiben muß ein Nachahmen sein. 4. Weil dem Schreibenden viele Mittel des Vortragenden fehlen, so muß er im allgemeinen eine sehr ausdrucksvolle Art von Vortrag zum Vorbild haben; das Abbild davon, das Geschriebene, wird schon notwendig viel blasser ausfallen. 5. Der Reichtum an Leben verrät sich durch Reichtum an Gebärden. Man muß alles, Länge oder Kürze der Sätze, die Interpunktionen, die Wahl der Worte, die Pausen, die Reihenfolge der Argumente, als Gebärden empfinden lernen. 6. Vorsicht vor der Periode! Zur Periode haben nur die Menschen ein Recht, die einen langen Atem auch im prechen haben. Bei den meisten ist die Periode eine Affektion. 7. Der Stil soll beweisen, daß man an seine Gedanken glaubt, und sie nicht nur denkt, sondern empfindet. 8. Je abstrakter die Wahrheit ist, die man lehren will, um so mehr muß man erst die Sinne zu ihr verführen. 9. Der Takt des guten Prosaikers in der Wahl seiner Mittel besteht darin, nicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten. 10. Es ist nicht artig und klug, seinen Lesern die leichteren Einwände vorwegzunehmen. Es ist sehr artig und sehr klug, seinen Lesern zu überlassen, die letzte Quintessenz unsrer Weisheit selber auszusprechen.



Schaden zu ersetzen. So hat er unter andern abgerissene oder mit Schmutz und Fettflecken besudelte Tapeten reparieren zu lassen; verlorene Schlüssel müssen durch neue ergänzt werden. Dagegen hat er für abgelaufene Dielen, durchgebrannte Ofenplatten, schadhafte Schösser und Thürflinten nicht aufzukommen. Nur wenn sie durch gewaltsames oder fahrlässiges Behandeln ruiniert oder beschädigt worden sind, muß sie der Mieter in stand setzen. Der Mieter hat die Wohnung vollkommen zu räumen und die Schlüssel dem Besitzer oder Hausmeister zu übergeben.



Phot. J. B. Jungbluth, Reg. Mit Genehmigung der Deutschen Buchhandlung (Georg Bong) in Reg.
Das Denkmal für das dritte Garderegiment zu Fuß bei St. Privat.

Solange er dies nicht gethan hat, setzt er den Mietvertrag fort und muß den Mietpreis weiter bezahlen. Ferner hat der Mieter die Wohnung gereinigt, das heißt besenrein zu übergeben. Eine besondere Reinigung von Fensterreihen, Türen und Wänden muß nicht vorgenommen werden.

Sport.

Einer Bilanz des Alpen Sommers 1900, die der „Schwabische Merkur“ bringt, entnehmen wir folgendes: Soweit bekannt geworden, sind in diesem Jahre 79 Unfälle vorgekommen, 53 endeten mit Tod an Ort und Stelle; von